

Alfred Hitchcock Die drei ??? und das Geisterschiff



Kosmos

Die drei ??? und das Geisterschiff

Ein Geisterschiff kreuzt vor der Küste von Rocky Beach. Justus, Peter und Bob trauen ihren Augen nicht: Der Dreimaster mit den zerfetzten Segeln gleitet durch die neblige See. Spuk oder Wirklichkeit? Die drei Jungs brauchen starke Nerven, denn Nachforschungen führen sie zu Piraten aus längst vergangenen Zeiten. Hat ein Fluch sie in die Gegenwart zurückgebracht? Um das Rätsel zu lösen, gibt es nur eine Möglichkeit: Die drei Detektive aus Rocky Beach müssen selbst an Bord gehen ...

Alfred Hitchcock

Die drei ??? und das Geisterschiff

erzählt von
André Marx

Kosmos

Umschlagillustration von Silvia Christoph, Berlin.
Schutzumschlag von Aiga Rasch, Leinfelden-Echterdingen

Dieses Buch folgt den Regeln der neuen Rechtschreibung.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Marx, André:

Die drei ??? – und das Geisterschiff / erzählt von André Marx. Alfred Hitchcock. – Stuttgart: Franckh-Kosmos, 2000
ISBN 3-440-07987-2

© 2000, Franckh-Kosmos Verlags-GmbH & Co. Stuttgart
Based on characters created by Robert Arthur. This work published by arrangement with Random House, Inc.

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-440-07987-2

Printed in Czech Republic / Imprimé en République tchèque

Satz: Steffen Hahn Satz & Repro GmbH, Kornwestheim

Herstellung: Finidr s.r.o. Český Těšín

Bei Nacht und Nebel

»Und hier eine Warnung an alle Autofahrer, die zu dieser späten Stunde noch auf den Küstenstraßen unterwegs sind: Auf der Höhe von Malibu Beach herrscht dichter Nebel, die Sichtweite beträgt zum Teil unter fünfzig Meter. Also, Freunde der Nacht, wer den Durchblick behalten will, fährt besser durch die Berge nach Hause. Oder aber zur nächsten Party. Für diejenigen unter euch, für die die Nacht gerade erst beginnt, spiele ich jetzt einen besonders heißen Song. Hier kommt —«

»Danke, aber den Nebel hätte ich auch so bemerkt«, murmelte Peter und schaltete das Autoradio aus.

»He! Was soll denn das?«, rief Kelly empört.

»Ich hab keinen Bock mehr auf Musik. Der Abend hat mir gereicht. Außerdem muss ich mich aufs Fahren konzentrieren. Ist eine ganz schöne Suppe da draußen.«

»Na toll, du hast schlechte Laune. War ja klar.« Das Mädchen mit den knallroten Strähnen im blonden Haar verschränkte beleidigt die Arme und starrte angestrengt aus dem Seitenfenster. Doch bereits nach wenigen Sekunden wandte sie sich angriffslustig um: »Kannst du mir mal verraten, warum du mir jetzt die Stimmung vermiesen musst?«

Peter lachte kurz auf. »Ich vermiese dir die Stimmung? Wenn du wüsstest, wie sehr ich mich gerade anstrengte nicht zu explodieren!«

»Du hast überhaupt keinen Grund dazu!«

»Ich bitte dich: Endlich haben wir mal einen Abend für uns, wollen in die neue Disko nach Malibu fahren und ein bisschen feiern und tanzen und dann quatschst du stundenlang mit deinen Freundinnen und lässt mich links liegen.«

»Konnte ich denn ahnen, dass ich Sue und Betty treffen würde?«, verteidigte sich Kelly.

»Nein, aber eine Viertelstunde hätte gereicht. Geschlagene zwei Stunden habe ich blöd in der Ecke rumgestanden!« Peter

hatte sich vorgenommen nicht auszurasen, aber nun gab er sich keine Mühe mehr.

»Ach!«, rief Kelly patzig. »Kaum tanze ich mal nicht nach deiner Pfeife, bist du sauer! Hast du dich schon mal gefragt, wie oft ich in der letzten Zeit etwas mit dir unternehmen wollte und du nicht konntest, weil du ständig mit Bob und Justus herumhängst?«

»Wir hängen nicht herum!«

»Nein, ich weiß, ihr habt euer Detektivbüro und müsst ständig irgendwelche Fälle lösen. Das ist selbstverständlich viel wichtiger als alles andere. Aber wenn ich einmal ein paar Freundinnen treffe, ist gleich der Teufel los! Ich will dir mal was sagen, Peter Shaw: An mir liegt es nicht, dass wir uns in letzter Zeit so gut wie nie zu Gesicht bekommen.«

»Sonst warst du immer ganz begeistert, wenn ich dir von unseren Ermittlungen erzählt habe«, brummte Peter.

»Das war, bevor mir klar wurde, dass du nichts anderes mehr im Kopf hast als eure Zentrale, eure Recherchen und Besprechungen. Ich bedeute dir doch gar nichts mehr.«

Peter war klar, dass alles, was er jetzt sagen konnte, Kelly erneut auf die Palme bringen würde. Nichts zu sagen war natürlich genauso falsch. Aber er hatte keine Lust mehr auf diese Diskussion. Es war nicht das erste Mal, dass sie sie führten. Zu einem Ergebnis waren sie dabei allerdings noch nie gekommen.

Es waren noch einige Meilen bis nach Rocky Beach. Sie würden sich anschweigen, bis er Kelly zu Hause absetzte. Endlose, nervenaufreibende Minuten. Peter beschloss sich ganz auf die Straße zu konzentrieren.

Die Bewohner von Kaliforniens Küste – besonders die Autofahrer – hatten um diese Jahreszeit oft mit Nebel zu kämpfen, doch Peter konnte sich nicht erinnern, dass es jemals so schlimm gewesen war. Er fuhr so langsam wie noch nie zuvor auf dieser Strecke. Die Scheinwerfer seines roten MG brachten

die weißen Wände aus Luft zum Leuchten. Er konnte kaum dreißig Meter weit sehen. Die Warnung des Radiomoderators war eine glatte Untertreibung gewesen. Zum Glück war es schon so spät, dass auf den Straßen nicht mehr viel los war. Es schien fast, als wären sie die einzigen Menschen, die noch unterwegs waren: ein kleiner Wagen auf einer dunklen, einsamen Straße, die sich kurvenreich dicht an der Steilküste entlang durch die Landschaft schlängelte. Manchmal riss der Nebel auf, dann war die Luft für einige Momente klar und man konnte einen Blick aufs Meer erhaschen. Die gespenstischen Nebelbänke trieben über das Wasser und schoben sich langsam die Böschung hinauf. Doch gleich darauf wurde die Aussicht erneut von der grauen Suppe verschluckt.

Kelly schaltete das Radio wieder ein und drehte die Lautstärke hoch. Alanis Morissette kreischte mit schriller Stimme aus den Lautsprechern.

»Geht das auch leiser?«, brüllte Peter.

»Wenn du schon nicht mit mir redest, will ich wenigstens Musik hören!«

»Aber nicht so laut!« Er drehte das Radio runter.

»Typisch!«, zischte Kelly.

»Hör zu, Kelly«, begann Peter so ruhig wie möglich. »Es ist neblig. Wenn du nicht gleich in hohem Bogen zwanzig Meter abwärts fliegen willst, muss ich mich auf die Straße konzentrieren. Aber das kann ich nicht bei diesem Gedröhne.«

»Das ist kein Gedröhne, das ist Alanis.« Sie drehte die Musik wieder lauter.

»Es ist mir scheißegal, wer das ist! Würdest du bitte –«

Kellys schriller Schrei zerriss die Musik und ließ ihn zusammenzucken: »Pass auf!«

Wie aus dem Nichts war eine dunkle Gestalt auf der Straße erschienen. Peter trat auf die Bremse und zerrte das Lenkrad herum. Mit quietschenden Reifen geriet der Wagen ins Schleudern und rutschte auf den Abhang zu. Peter hatte keine Kon-

trolle mehr über das Auto und klammerte sich nur noch panisch am Lenkrad fest, während Kelly aus Leibeskräften schrie. Die Motorhaube des MG bohrte sich in das Gestrüpp, hinter dem es steil abwärts ging, und bremste die Schleuderfahrt, bis das Auto endlich stehen blieb.

Das alles hatte höchstens zwei Sekunden gedauert, doch Peter war es wie eine Ewigkeit vorgekommen. Er schloss für einen Moment die Augen. Alanis Morissette sang weiter, als wäre nichts geschehen. Dann blickte er hinüber zu Kelly, »Alles in Ordnung?«

Sie nickte benommen. Dann blickte sie aus dem Seitenfenster. »Hast ... hast du sie erwischt?«

»Glaub nicht.« Peter stieß die Tür auf und wollte aussteigen, vergaß jedoch den Gurt und erwürgte sich fast damit. Als er endlich draußen war, lag die Straße verlassen vor ihm. Sofort schossen ihm Alptraumbilder durch den Kopf: Die Person war zur Seite gesprungen und den Abhang hinuntergestürzt. Oder er hatte sie angefahren und nun lag sie schwer verletzt irgendwo im Gestrüpp.

»Hallo!«, rief Peter ängstlich. »Wo sind Sie?«

Ein Schatten löste sich aus dem Nebel. »Himmel, ist Ihnen was passiert?« Eine Frau kam auf ihn zu. Kein Humpeln, kein Stöhnen, sie schien unverletzt zu sein.

»Nein, alles okay.« Peter atmete auf. Doch als der Schock nachließ, wurde er wütend. »Sind Sie wahnsinnig geworden, einfach auf die Straße zu springen?«

»Tut mir Leid. Ich hatte eure Scheinwerfer schon von weitem gesehen und nicht daran gedacht, dass ich wegen des Nebels so gut wie unsichtbar bin. Schnell, ich brauche Zeugen!«

»Zeugen?«, wiederholte Kelly. »Wofür?«

»Später«, antwortete die Frau knapp. »Habt ihr zufällig eine Kamera im Wagen?«

»Nein«, erwiderte Peter irritiert. »Wofür —«

»Verflucht!« Sie drehte sich abrupt um und lief auf die Bö-

schung zu. »Kommt mit! Schnell!«

»Aber ... aber wohin denn?«, rief Peter hinter ihr her.

»Runter zum Strand!«

»Und der Wagen?«

»Unwichtig! Schnell! Sonst ist es gleich weg!«

Kelly und Peter sahen einander ratlos an, doch was immer die Fremde ihnen zeigen wollte, es schien ungeheuer wichtig zu sein. Peter warf einen Blick auf seinen MG. Er war so weit von der Straße abgekommen, dass er den Verkehr nicht mehr gefährden konnte. »Also schön«, murmelte er, lief zurück und kramte aus dem Handschuhfach eine Taschenlampe. Dann warf er beide Türen zu und folgte der Frau mit Kelly im Schlepptau.

Die Fremde hastete an der Böschung entlang, bis sie eine Stelle fand, an der die Sträucher eine kleine Lücke freigaben. Dahinter führten schroffe Felsen steil bergab, doch es gab einen Weg, den sie offenbar genau kannte, denn ohne zu zögern kletterte sie hinunter.

Wesentlich vorsichtiger und im Licht der Taschenlampe versuchten Kelly und Peter mit ihr Schritt zu halten.

»Sonst ist was gleich weg?«, keuchte Kelly.

Die Frau antwortete nicht.

Der Abstieg war beschwerlich. Mehrere Male gerieten Peter und Kelly ins Straucheln und stürzten fast, während ihre Führerin mit schlafwandlerischer Sicherheit von Felsen zu Felsen sprang, als hätte sie ihr Leben lang nichts anderes getan. Sie war bereits unten angelangt, als Peter und Kelly sich noch auf halber Höhe zwischen Straße und Strand befanden.

»Beeilt euch!«, rief sie ungeduldig. »Ihr müsst es sehen!«

Sie kletterten, so schnell sie konnten, und erreichten schließlich den breiten Sandstrand.

»Würden Sie uns bitte erklären, was das alles soll?«, forderte Peter ungehalten. »Gab es ein Verbrechen?«

»Gleich«, erwiderte die Frau einsilbig und setzte sich sofort wieder in Bewegung. »Kommt mit!«

Sie folgten ihr die hundert Meter bis ans Wasser. Dort blieb sie stehen und starrte angestrengt aufs Meer hinaus. »Verfluchter Nebel! Man kann überhaupt nichts sehen!«

»Was denn?«, versuchte Kelly es erneut.

Sie antwortete nicht, sondern suchte weiter die Lücken zwischen den Nebelbänken ab. Erst jetzt kam Peter dazu, die Fremde genauer in Augenschein zu nehmen. Sie war etwa Mitte dreißig, klein und drahtig und hatte kurze, dunkle Locken. Sie trug eine schwarze Jogginghose, ein kurzarmiges, schwarzes T-Shirt und Turnschuhe. Auf der linken Schulter ringelte sich eine tätowierte Schlange. Eine Joggerin mitten in der Nacht am Strand? Langsam wurde Peter bewusst, wie absurd diese Situation war. Was taten sie hier überhaupt?

»Hören Sie!«, sagte Peter eindringlich. »Ihretwegen wären wir fast über den Abhang gefahren! Ihretwegen hätten wir uns beim Abstieg beinahe sämtliche Knochen gebrochen. Sagen Sie uns jetzt endlich, was das alles soll! Wofür brauchen Sie Zeugen? Was sollen wir uns ansehen?«

Wieder machte die Fremde keine Anstalten zu antworten, starrte weiterhin in die Dunkelheit, als hätte sie Peter gar nicht gehört. Doch schließlich sagte sie: »Das Schiff. Es war wieder da. Gerade eben habe ich es gesehen!«

»Das Schiff?«, echote Kelly. »Wir sollen uns ein Schiff ansehen? Hören Sie, dies ist die Küste von Malibu Beach! Hier gibt es tausend Schiffe!«

»Kein normales Schiff. Es ... es tauchte plötzlich aus dem Nebel auf. Ein leuchtender Rumpfund zerfetzte Segel, die zu glühen schienen. Es war gespenstisch.«

»Ein leuchtendes Segelschiff? Was meinen Sie damit?«

Nun endlich wandte sie sich Peter zu. Ein gehetzter Ausdruck lag in ihren Augen. »Es war ein Geisterschiff!«

Kaffeekannen und Hutschachteln

»Justus!« Tante Mathildas Stimme hallte unverkennbar über den Schrottplatz.

»Oh nein«, stöhnte Justus Jonas, der zusammen mit Bob Andrews in der Zentrale vor dem Computer saß. »Auch das noch: Arbeit für uns.«

»Das weißt du doch gar nicht«, widersprach Bob. »Vielleicht will sie etwas ganz anderes von dir.«

Doch der Erste Detektiv schüttelte den Kopf. »Lieber Bob, es gibt drei Arten, wie Tante Mathilda meinen Namen ruft. Justus!« Er ahmte den fröhlich trällernden Tonfall seiner Tante perfekt nach und erklärte: »So ruft sie, wenn Post für mich gekommen ist. Weil sie selbst so gern Post kriegt und sich automatisch für alle anderen mitfreut, nehme ich an. Hier kommt Nummer zwei: Juuustuuus!«

Der lang gezogene Ruf brachte Bob zum Kichern. »Und was hat das zu bedeuten?«

»Dass das Essen fertig ist«, erklärte der Erste Detektiv gelassen. »Ihre Stimme klingt freundlich, duldet aber keinen Widerspruch. Tante Mathilda möchte nicht, dass das Essen kalt wird. Gleichzeitig schwingt bereits ein Hauch ihrer Erwartungshaltung mit, dass ich alles aufesse und sie für ihre großartigen Kochkünste lobe.«

Bob fing an zu lachen. Zum einen über Justus' herausragende schauspielerische Leistung, zum anderen darüber, wie geschwollen er ihm die Beispiele erläuterte. »Und Nummer drei?«

»Nummer drei kennen wir alle am besten: Justus! Laut, hart, fordernd, ohne eine Spur von Freundlichkeit. Wie ein Feldwebel. Und das bedeutet unter Garantie Arbeit.« Seufzend erhob er sich und öffnete die Tür nach draußen. »Ja, Tante Mathilda?«

»Hockt ihr etwa schon wieder den ganzen Tag in eurem

Wohnwagen? Die Sonne scheint!«

»Dem Computer bekommt die Sonne nicht so gut.«

»Der Computer!«, stöhnte Tante Mathilda. »Selbstverständlich. Ihr sitzt ja ständig davor. Also, als ich in eurem Alter war, war ich immer an der frischen Luft!«

»Damals musste man auch noch keine Angst vor Hautkrebs haben, wenn man in die Sonne ging«, verteidigte sich Justus.

»Alles faule Ausreden. Hört zu, Jungs: Titus kommt jeden Moment von einem Großeinkauf zurück. Ihr helft ihm beim Abladen und Sortieren der neuen Ware. Zur Belohnung gibt es nachher Kirschkuchen, in Ordnung?«

Es war keine Frage. Es war ein Befehl. Vor einiger Zeit hatten die drei ??? versprochen auf dem Schrottplatz zu helfen, wann immer es nötig war. Im Gegenzug durften sie den alten Campinganhänger auf dem Gelände weiterhin als Detektivbüro benutzen. Dass Tante Mathilda ihnen nun ihren erstklassigen Kirschkuchen für ihre Mitarbeit versprach, war lediglich ein Bonus.

»Na schön«, gab Justus sich geschlagen. »Komm, Bob. Wir machen nachher weiter.«

Auf dem Schrottplatz tummelten sich einige Besucher, die zwischen den Verkaufsständen umherschlenderten und nach nützlichen oder nutzlosen Dingen suchten. Samstags war das Gebrauchtwarencenter immer besonders gut besucht.

Der blaue Pick-up polterte durch die Einfahrt, gefolgt von einem Minitransporter. Beide Wagen waren bis obenhin voll geladen mit alten Möbeln, Kisten und Kartons. »Ah, da stehen ja schon meine treuen Helfer bereit!«, rief Justus' Onkel erfreut, als er ausstieg. »Ihr könnt mir sofort zur Hand gehen.«

Tante Mathilda kam aufgeregt angelaufen. »Titus Jonas! Das ist ja ein halber Umzug!«

»Ein Schnäppchen, Mathilda«, versicherte der kleine Mann mit dem dicken schwarzen Schnurrbart. »Nur leider etwas zu viel für meinen Wagen. Aber Mr Qin, der mir die Sachen

seines Großvaters verkauft hat, war so freundlich, beim Transport zu helfen.«

Aus dem anderen Auto stieg ein junger Mann mit schwarzen Haaren und asiatischen Gesichtszügen, der noch etwas kleiner war als Onkel Titus und aussah wie eine Maus. Er nickte zum Gruß und begann sogleich die Waren abzuladen.

»Nein, nein, Mr Qin, das können die Jungs erledigen«, sagte Onkel Titus schnell. »Sie haben mir schon genug geholfen. Kommen Sie, wir gehen ins Büro, dort kann ich Ihnen den Scheck ausstellen.« Dann wandte er sich an Justus und Bob: »Und ihr, an die Arbeit!« Er zwinkerte ihnen verschmitzt zu, dann ging er mit Mr Qin zu dem kleinen Häuschen, das ihrem Unternehmen als Büro diente.

Bob betrachtete die Warenberge und verzog das Gesicht. »Da weiß man ja gar nicht, wo man anfangen soll. Als Patrick und Kenneth noch hier waren, fiel das in ihren Aufgabenbereich.«

»Tja, die sind wieder in Irland«, antwortete Justus und dachte wehmütig an die beiden irischen Brüder, die früher für Onkel Titus und Tante Mathilda auf dem Schrottplatz gearbeitet hatten. »Aber wenigstens Peter könnte helfen! Wo steckt er überhaupt?«

»Er wollte gestern mit Kelly nach Malibu in eine neue Disko. Wahrscheinlich ist es spät geworden und er liegt noch in den Federn.«

»Typisch. Na, dann fangen wir mal an.« Unter Tante Mathildas wachsamen Blicken und Regieanweisungen hievten sie die schweren Möbel und Kisten von den beiden Ladeflächen. Das Abladen ging schneller, als sie erwartet hatten, doch danach stand ihnen der Schweiß auf der Stirn.

»In Ordnung«, stöhnte Bob. »Das war es.«

»Von wegen!«, widersprach Tante Mathilda. »Jetzt geht es erst los!«

»Wir sollen den Krempel sortieren«, vermutete Justus.

»Genau. Nach möglichen Sammlerstücken, nach normalem

Trödel, nach Dingen, die noch repariert werden müssen, und nach Schrott, den wir entweder endgültig wegwerfen oder einem Künstler in die Hand drücken, der daraus vielleicht eine schöne Skulptur bastelt. Ich muss zurück zu den Kunden. Viel Spaß, Jungs!« Tante Mathilda winkte fröhlich und verschwand im Büro.

Sie öffneten die Kisten und Kartons und stöberten darin herum.

»Was für Zeug! Für dieses gute Stück«, sagte Bob und zog eine hässliche, alte Nachttischlampe heraus, »findest du jedenfalls niemals einen Käufer.«

»Da wäre ich nicht so sicher«, erwiderte Justus. »Die Leute kaufen fast alles. Und sie sammeln die verrücktesten Sachen. Nicht nur Briefmarken und Münzen. Einmal im Monat kommt zum Beispiel jemand aus L. A. auf der Suche nach antiken Brieföffnern. Und eine Dame aus der Nachbarschaft kauft regelmäßig Kaffeekannen. Mir hat sie mal erzählt, dass schon über zweihundert Stück in ihrem Haus stehen.«

»Zweihundert Kaffeekannen«, murmelte Bob verständnislos und öffnete eine weitere Kiste. Darin befanden sich Dutzende alter Hutschachteln. »Die müssen Mr Qins Großmutter gehört haben. Was machen wir damit?«

»Verkaufen! Die sehen doch noch ganz gut aus.«

»Schon. Aber wer braucht heutzutage noch Hutschachteln? Selbst wenn sie wie neu aussähen, würde sie niemand haben wollen. Oder?«

»Man kann nie wissen«, sagte der Erste Detektiv.

Bob grinste gequält. »Nein, natürlich kann man nie wissen. Aber das gilt für alles, was hier herumliegt. Man kann nie wissen, ob in den nächsten hundert Jahren nicht doch noch jemand kommt, der ein paar alte Autoreifen haben will. Oder eine fußbetriebene Nähmaschine. Oder ein Kaffeeservice, bei dem jede Tasse einen Sprung hat und jedem Teller eine Ecke fehlt.« Er seufzte. »Warum kauft dein Onkel eigentlich so viel

unnützes Zeug ein?«

»Weil genau deshalb die Leute zu uns kommen. Sie wissen, dass sie hier alles finden, was es woanders nicht gibt: Gipsbüsten, Tierkäfige, seltsame Wecker, antike Spiegel und so weiter.« Justus griff nach einem großen Pappkarton und untersuchte dessen Inhalt Stück für Stück. Eine Schneekugel, in der bunte Plastikfische mit weißen Flocken um die Wette tanzten, wenn man sie schüttelte, landete auf dem Stapel ›billiger Kitsch‹. Eine Hand voll dutzendfach geflickter Fahrradschläuche wanderte zum wertlosen Müll und eine alte Kaffeekanne zu den ›Sammlerstücken‹. »Für die Dame aus der Nachbarschaft«, erklärte Justus augenzwinkernd.

»Sieh mal, das ist schick!« Bob hielt ein großes verstaubtes Flaschenschiff in die Höhe. »Sieht richtig wertvoll aus. Jedenfalls ist es keins von diesen Fertigbausätzen, die man kaufen kann. Was meinst du – zu den Sammlerstücken?«

Justus zuckte die Schultern. »Weiß nicht.«

»He! Da sind noch mehr! Die ganze Kiste ist voll mit Flaschenschiffen.« Sie sahen einander an, nickten und sagten gleichzeitig: »Zu den Sammlerstücken.«

Eine Frau mittleren Alters mit einem großen Strohhut auf dem Kopf, die schon seit einigen Minuten über den Schrottplatz gestreift war und die Ware betrachtet hatte, kam auf die beiden zu. Unsicher fragte sie: »Gehört ihr zum Betrieb?«

Justus nickte. »Kann ich Ihnen helfen?«

»Nun ja, wahrscheinlich nicht. Ich suche nämlich schon seit Wochen alle Trödeläden und Flohmärkte der Umgebung ab ohne fündig zu werden. Doch gestern sagte mir ein Händler, ich solle es mal beim Gebrauchtwarencenter T. Jonas in Rocky Beach versuchen, dort könnte ich Glück haben. Ich suche Hutschachteln.«

Der Erste Detektiv grinste breit, während Bob Mühe hatte sich das Lachen zu verkneifen.

»Entschuldigt, was ist denn so lustig daran?«, fragte die Frau

entrüstet.

»Verzeihung, überhaupt nichts«, erwiderte Justus und räusperte sich. »Selbstverständlich haben wir Hutschachteln. Gerade frisch eingetroffen.« Er wies einladend auf den Stapel. »Suchen Sie sich eine aus!«

»Oh!«, rief die Frau erfreut und stürzte sich sogleich auf die Objekte ihrer Begierde. »Wie teuer sind sie denn?«

»Das kann Ihnen meine Tante sagen. Dort drüben im Bürohäuschen.«

Dankbar und mit vier Hutschachteln unter dem Arm verabschiedete sie sich.

»Was habe ich dir gesagt«, triumphierte Justus. »Die Leute kommen zu uns, wenn sie Hutschachteln suchen.«

»Unglaublich«, sagte Bob kopfschüttelnd und musste erneut grinsen. »Mich hätte es fast zerrissen, als sie von den Hutschachteln anfang. Hey, da kommt Peter. Der wird sich ärgern, dass er das nicht mitbekommen hat.«

Gerade schoss der Zweite Detektiv mit seinem Mountainbike auf den Schrottplatz. Er entdeckte seine Freunde und kam mit quietschenden Bremsen neben ihnen zum Stehen.

»Du kommst gerade richtig, Peter«, begrüßte Justus ihn.

»Arbeit für uns!«

»Arbeit? Sag bloß nicht, wir haben einen neuen Fall. Dabei wollte ich doch diesmal derjenige sein, der in etwas Mysteriöses stolpert.«

»Nein, nein, bloß einen der üblichen Tante-Mathilda-Jobs.«

»Da bin ich aber froh.« Peter stellte sein Fahrrad ab und fuhr fort: »Ihr glaubt nämlich nicht, was mir gestern Nacht passiert ist.«

Belauscht!

»Du hast dich mit Kelly gestritten«, vermutete Bob.

Der Zweite Detektiv runzelte irritiert die Stirn. »Woher weißt du das?«

»Ihr streitet doch immer und überall. Ist dir das etwa noch nicht aufgefallen?«

»Ich würde sagen, sie streiten, seit sie sich kennen, Bob«, feixte Justus. »Daran ist nun wirklich nichts Mysteriöses. Höchstens die Tatsache, dass sie immer noch zusammen sind.«

»Nun hört schon auf«, knurrte Peter. »Ich rede von etwas ganz anderem. Kelly und ich hätten gestern auf dem Heimweg fast eine Frau überfahren.«

»Was?«

»Nur keine Aufregung. Es ist nichts passiert. Aber diese Frau war völlig durch den Wind. Sie behauptete, sie hätte ein Geisterschiff gesehen! Und zwar schon zweimal! Wir wären fast die Klippen runtergestürzt, aber das Geisterschiff war nicht mehr da und –«

»Stopp!«, unterbrach Justus ihn barsch. »Lieber Peter, würdest du uns diese Geschichte bitte detailliert und in chronologischer Reihenfolge erzählen?«

»Ja, ja, schon gut. Also!« Peter holte tief Luft und berichtete seinen Detektivkollegen, was in der letzten Nacht passiert war. Justus und Bob lauschten gebannt und vergaßen dabei die Arbeit, die sich in riesigen Bergen vor ihnen auftürmte. »Wir haben jedenfalls kein Geisterschiff gesehen. Und nach fünf Minuten wurde es Kelly zu bunt. Sie hat einen Riesenaufrast gemacht und die Joggerin angeblafft, ob sie noch ganz richtig im Kopf wäre. Erst würde sie uns auf die Motorhaube springen, dann die Klippen runterzerren und schließlich auch noch Schauergeschichten aufstischen.«

»Typisch Kelly«, meinte Justus.

Peter überhörte den Spott und fuhr fort: »Jedenfalls wollte sie

unbedingt nach Hause.«

»Und die Joggerin?«

»Wollte, dass wir bleiben. Sie erzählte uns, sie habe das Schiff schon in der Nacht zuvor gesehen und daraufhin die Polizei gerufen. Aber die hat ihr natürlich nicht geglaubt. Und nun war es wieder aufgetaucht, also ist sie schnell zur Straße hinaufgelaufen, um Zeugen zu finden.«

»Aber als ihr ankamt, war es weg«, schloss Justus.

»Richtig. Die Ärmste war ganz aufgelöst. Aber dann hat Kelly mich mitgezogen und wir sind nach Hause gefahren.«

»Ein leuchtendes Schiff mit zerfetzten Segeln«, murmelte der Erste Detektiv nachdenklich.

»Ein Geisterschiff hat sie es genannt.«

»Wie wirkte diese Frau auf dich, Peter?«

»Was meinst du?«

»Glaubst du, sie hat die Wahrheit gesagt?«

»Sie war sehr aufgeregt. Fast schon panisch. Entweder war sie eine sehr gute Schauspielerin oder sie hat wirklich etwas Unheimliches gesehen.«

»Hm«, brummte Bob. »Eine merkwürdige Geschichte.«

»Ein Rätsel«, stimmte der Erste Detektiv zu. »Und damit etwas, das wir näher untersuchen sollten.«

»Das habe ich mir gedacht. Aber wie willst du vorgehen? Es gibt keine Spur, die wir verfolgen könnten. Das Geisterschiff war schließlich gar nicht da.«

»Nun, erst mal sollten wir die nächtliche Joggerin aufsuchen. Weißt du, wo sie wohnt, Peter?«

»Ich weiß nicht einmal, wie sie heißt.«

Justus blickte ihn vorwurfsvoll an. »Es war aber sehr unhöflich, sie nicht nach ihrem Namen zu fragen. Und aus detektivischer Sicht noch dazu sehr unprofessionell. Na schön, dann müssen wir uns eben auf die Suche nach ihr machen. Nach ihr und dem Geisterschiff. Wenn es tatsächlich gestern und vorgestern Nacht dort war, liegt die Vermutung nahe, dass es auch in

dieser Nacht wieder auftaucht. Wir sollten also –«

»Vorsicht!« Peter starrte auf einen Kartonstapel, der bedrohlich ins Wanken geraten war. Der Zweite Detektiv sprang vor und schubste Justus zur Seite. Eine Sekunde später fielen die beiden obersten Kisten herab – und landeten krachend genau an der Stelle, wo Justus gestanden hatte.

»Mein Gott, Junge! Ist dir etwas passiert?«

»Mr Qin! Nein, Peter sei Dank.«

Der dunkelhaarige Mann war hinter dem Trödelberg aufgetaucht und betrachtete den Ersten Detektiv besorgt. »Oh, es tut mir so Leid. Ich ... ich habe meinen Autoschlüssel fallen gelassen. Als ich mich runtergebeugt habe, stieß ich gegen den Kartonturm.«

»Ist ja nichts passiert. Hoffentlich sind die Sachen in den Kisten nicht kaputtgegangen.«

»Nein, nein, ich glaube nicht. So viel Zerbrechliches war bei den Sachen meines Großvaters nicht dabei. Und dir ist wirklich nichts passiert?«

Justus schüttelte den Kopf. »Nein, schon gut.«

»Dem Himmel sei Dank. Ich ... ich bitte nochmals um Entschuldigung. Auf Wiedersehen!« Er drehte sich abrupt um, stieg in den Kleintransporter und fuhr los.

Die drei Detektive blickten einander an. »Habt ihr mitbekommen, woher der so plötzlich kam?«, wollte Bob wissen.

Peter schüttelte den Kopf. »Er stand hinter den Kisten. Wir müssen so ins Gespräch vertieft gewesen sein, dass wir ihn gar nicht bemerkt haben.«

Justus kniff die Augen zusammen. »Oder er hat sich heimlich angeschlichen.«

»Angeschlichen?«, zweifelte Peter. »Meinst du nicht, dass du Gespenster siehst? Warum sollte er das tun?«

»Um uns zu belauschen.«

Jogger unter sich

»Was weißt du über Geisterschiffe, Bob?«

Die drei ??? saßen in Peters Wagen und fuhren die Küstenstraße entlang Richtung Malibu. Den halben Tag hatten sie auf dem Schrottplatz geschuftet, doch am Ende waren alle Hutschachteln und Kaffeekannen an ihrem Platz gewesen und Tante Mathildas Kirschkuchen hatte sie über die Strapazen hinweggetröstet. Nun stand die Sonne als glutroter Ball über dem Horizont und die Menschenmassen, die sich heute im Wasser getummelt hatten, verließen die Strände und fuhren nach Hause. Nach Sonnenuntergang wurde es zu dieser Jahreszeit oft empfindlich kalt an der Küste und die meisten Leute wollten die Straße verlassen haben, bevor mit der Dunkelheit auch der Nebel kam und ihnen die Sicht nahm.

»Es gibt etliche Geschichten über Geisterschiffe. Mindestens so viele wie über Spukhäuser oder Gespenster.« Bob, der Belesenste der drei ???, war zum Abendessen kurz nach Hause gefahren und hatte seine Sammlung alter Gruselgeschichten durchgeblättert, um Wissenswertes über Geisterschiffe zu finden. »Im Grunde unterscheiden sich diese Märchen kaum voneinander. Es geht immer um die Seelen der Toten, die nicht zur Ruhe kommen können und daher auf der Erde herumspuken. Und wenn es sich bei ihnen zufällig um Kapitäne oder Piraten handelte, erscheint eben nicht nur ihr Geist, sondern gleich ein ganzes Geisterschiff.«

»Piraten gab es ja früher ein paar in Kalifornien«, murmelte Peter. Bei Bobs Bericht war ihm sofort unbehaglich geworden. »Ehrlich gesagt, habe ich wenig Lust mich mit dem Geist eines mordenden und plündernden Seeräubers anzulegen.«

»Tritt mal auf die Bremse, Peter«, schlug Justus vor.

Der Zweite Detektiv warf einen Blick auf den Tacho. »Was ist denn? So schnell fahre ich doch gar nicht.«

Justus lachte. »Ich meinte die Bremse in deinem Kopf! Nicht

das Auto sollst du stoppen, sondern deine Fantasie.«

»Ach so.« Peter errötete.

»Bis jetzt haben wir nur die höchst unglaubliche Aussage einer nächtlichen Joggerin. Von Geistern und Piraten ist überhaupt keine Rede.«

Fünf Minuten später fuhr Peter auf einen Parkplatz.

»Hier war es?«, fragte Bob.

»Nicht ganz. Die Joggerin hat uns noch ein paar hundert Meter weiter angehalten. Aber von hier aus kommt man besser runter zum Strand.«

Die drei ??? stiegen aus. Vom staubigen Schotterplatz führte eine Holzterrasse hinunter ans Wasser. Die meisten Badegäste waren schon weg, nun rollten die Räumfahrzeuge über den Sand, um ihn von Bierdosen und leeren Chipstüten zu befreien.

Peter führte sie zu der Stelle, wo er gestern Abend mit Kelly die steile Böschung hinabgestolpert war. »Da oben war es.«

»Und was machen wir jetzt?«, wollte Bob wissen. »Warten, bis es dunkel ist und das Geisterschiff auftaucht?«

»Gestern war es Mitternacht«, überlegte Peter. »Da können wir lange warten.«

»Wir werden versuchen die Joggerin ausfindig zu machen«, schlug Justus vor.

»Und wie? Hier sind jeden Tag Tausende von Joggern unterwegs.«

»Umso besser. Fragen wir einfach einen von ihnen.« Der Erste Detektiv wies Richtung Wasser, wo einige Leute entlangliefen, und setzte sich in Bewegung. Eine Frau in neongelber Sportkleidung und mit wippendem Pferdeschwanz joggte auf sie zu. »Entschuldigen Sie, könnten Sie uns vielleicht –« Sie lief an Justus vorbei, ohne ihn auch nur anzusehen. Er zuckte die Schultern und versuchte es noch einmal, diesmal war es ein Mann, der aus der anderen Richtung kam: »Verzeihung, wir suchen eine –« Wieder wurde Justus ignoriert. »Was ist denn hier los?«

»Goldene Jogger-Regel Nummer eins«, erklärte Peter. »Lass dich nie aus deinem Rhythmus bringen. Und wenn dich jemand beim Laufen unterbrechen will: Beachte ihn einfach nicht.«

»Großartig«, maulte Justus. »Ich wusste schon immer, dass Sportler ein verdammt unfreundliches Volk sind.«

»Nicht, wenn man sich auf ihre Bedingungen einlässt«, erwiderte Peter.

»Was meinst du damit?«

»Passt auf!« Der Zweite Detektiv wartete den nächsten Jogger ab – einen braun gebrannten jungen Mann mit langen Haaren – und setzte sich in Bewegung. Problemlos konnte Peter mit ihm mithalten. »Entschuldigen Sie, laufen Sie öfter hier?«

Der Mann warf ihm einen skeptischen Blick zu. »Jeden Abend«, antwortete er knapp, um nicht aus dem Atemtakt zu kommen.

»Meine Freunde und ich suchen jemanden. Eine Frau Mitte dreißig, kurze, dunkle Haare. Sie trägt ein Tattoo auf dem linken Oberarm, eine Schlange. Kennen Sie sie vielleicht?«

»Nie gesehen. Zu viele Leute hier.«

»Hm. Schade. Trotzdem danke.« Peter blieb stehen, wartete einen Moment und lief mit einer jungen Frau in die entgegengesetzte Richtung. Sie war etwas gesprächiger.

»Ich weiß nicht, wen du meinst«, antwortete sie auf Peters Frage. »Aber ich kenne jemanden, der euch weiterhelfen könnte.«

»Tatsächlich?«

»Hier an der Küste wohnt eine Frau, die den halben Tag auf ihrer Terrasse sitzt und die Leute beobachtet. Manchmal benutzt sie ein Fernglas und ich habe den Eindruck, sie führt Buch über die Menschen, die sich am Strand aufhalten. Es würde mich nicht wundern, wenn sie wüsste, wen du meinst.«

»Das klingt gut. Wo wohnt sie denn?«

»Dort vorn hinter dem Felsen, ganz in der Nähe des Leucht-

turms. Du kannst das Haus von hier aus nicht sehen, aber es ist nicht weit.«

»Wir werden es bei ihr versuchen. Danke schön!«

Die junge Frau lächelte ihm zu und lief weiter, während Peter langsam zu seinen Freunden zurückkehrte.

»Sehr beeindruckend«, spottete Justus. »Jogger unter sich. Das wäre doch mal ein Thema für eine sozialwissenschaftliche Studie. Kennst du das geheime Jogger-Handzeichen oder warum haben sie mit dir geredet?«

»Aus dir spricht der blanke Neid«, behauptete der Zweite Detektiv. »Weil du weißt, dass du schon nach zehn Metern vor Erschöpfung zusammengebrochen wärst. Und somit niemals die Gelegenheit haben wirst mit hübschen Joggerinnen zu flirten.« Bevor Justus zurücksticheln konnte – und das hätte er getan, denn in der Regel hatte Justus Jonas immer das letzte Wort –, berichtete Peter schnell, was er von der jungen Frau erfahren hatte.

»Eine typische neugierige Nachbarin«, überlegte Justus, als sie sich auf den Weg zu dem Felsen machten. »Mal sehen, ob wir es mit einer Dame der Kategorie A oder der Kategorie B zu tun haben.«

»Kategorie A oder B? Was soll das nun wieder bedeuten?«, fragte Bob verständnislos.

»A steht für ›anhänglich‹ oder ›aufdringlich‹. Sie sitzt den ganzen Tag auf der Terrasse, weil sie einsam ist, und freut sich über jeden Besuch. Sie wird uns zum Tee einladen, obwohl sie uns gar nicht kennt, und uns stundenlang von ihren täglichen Beobachtungen berichten, ob wir es hören wollen oder nicht.«

Peter grinste. »Und Kategorie B?«

»B wie ›beleidigend‹. Sie ist eine echte Giftspritze und so verbittert, dass sie jeden Menschen, der ihrem Grundstück zu nahe kommt, mit rüden Worten und einer Schrotflinte im Anschlag verjagt.«

Das Haus tauchte hinter dem dunklen Felsen auf. Es war

nicht besonders groß, sah aber auf die Entfernung recht nobel aus. Das war nicht verwunderlich. Wer in Malibu Beach wohnte, noch dazu direkt am Strand, hatte Geld. Die Terrasse war gut zu sehen, doch die drei ??? entdeckten niemanden, der mit einem Fernglas bewaffnet dort saß und die Leute beobachtete. Vermutlich war es für die Dame schon zu leer am Strand. Hinter den Fenstern brannte Licht.

Bob war der Erste, der es bemerkte. Er kniff die Augen zusammen, starrte auf das Haus und blieb schließlich stehen.

»Bob? Was ist denn?«

»Oh mein Gott«, stöhnte der dritte Detektiv. Dann schlich sich ein Grinsen auf sein Gesicht.

»Was ist los?«

»Erkennt ihr es denn nicht?«

»Was?«

»Das Haus! Die Dame, die dort wohnt, gehört weder zu Kategorie A noch B. Sie beansprucht eine Kategorie ganz für sich allein: E. E wie ›Erdbeben‹. E wie Elenor Madigan.«

Kategorie E

Bei diesem Namen zuckten Justus und Peter zusammen. Elenor Madigan! Sie war die Großtante von Peters Freundin Kelly und hatte die drei Detektive vor einiger Zeit damit beauftragt, ein verschwundenes Medaillon zu suchen. Sie hatten Tage im Haus von Tante Elenor verbracht und sich von ihr schikanieren lassen, bis sich am Ende herausstellte, dass sich das vermeintlich verlorene Medaillon die ganze Zeit über in ihrem Bankschließfach befunden hatte – Elenor Madigan hatte es schlicht vergessen. Peter hatte sie wegen ihrer lauten und aufdringlichen Art als ›Erdbeben‹ bezeichnet.

»Tatsächlich, Tante Elenor«, presste der Zweite Detektiv gequält hervor. »Ich hatte schon vergessen, dass sie hier wohnt.«

Justus lachte. »Sie beobachtet die Strandbesucher. Das passt zu ihr. Tja, Kollegen, dann statten wir Miss Madigan mal einen Besuch ab.« Er setzte sich in Bewegung.

»Moment mal!«, versuchte Peter ihn zurückzuhalten. »Du willst da doch nicht hingehen!«

»Aber natürlich! Sie kann uns weiterhelfen. Und sie weiß, dass sie uns nach dieser Medaillon-Geschichte von damals noch einen Gefallen schuldet. Etwas Besseres kann uns gar nicht passieren!«

»Ich würde eher sagen: Etwas Schlimmeres kann uns gar nicht passieren! Diese Frau ist ...« Ihm fehlten die Worte.

»Komm schon, Peter, spring über deinen Schatten!«, sagte Bob versöhnlich. »Du musst ja nicht gleich Brüderschaft mit ihr trinken. Wir fragen sie nach der geheimnisvollen Joggerin und dann verschwinden wir wieder.«

Sie gingen zurück zur Treppe und legten die paar hundert Meter zu Elenor Madigans Haus zu Fuß zurück. Inzwischen war es fast dunkel geworden, doch das Haus war nicht zu verfehlen. Zum einen stand es ganz in der Nähe des Leuchturms. Zum anderen war der Vorgarten voll gestopft mit aller-

lei Kuriositäten, die die Blicke vorbeilaufender Spaziergänger magisch anzogen. Miss Madigan sammelte alles, was ihr zwischen die Finger kam, und hatte den Garten seit dem letzten Besuch der drei ??? noch um einige Stücke bereichert: Der Gartenzwerg hatte einen Kollegen bekommen, und daneben standen einige rosa Plastikengelchen.

Peter unternahm einen letzten Versuch: »Meint ihr wirklich, dass –«

Justus ließ ihn nicht ausreden und klingelte. Das letzte Mal hatte der Gong noch die bekannte Melodie des Londoner Big Ben gespielt, diesmal dröhnten ihnen die dramatischen ersten Töne von Beethovens fünfter Sinfonie entgegen. Im selben Moment quiekte etwas im Inneren des Hauses. Es klang wie ›jipp jipp jipp‹.

Der Zweite Detektiv verbarg das Gesicht in den Händen. »Jetzt hat sie auch noch ein Schoßhündchen. Das überlebe ich nicht.«

Die Tür wurde geöffnet. Vor ihnen stand eine rundliche Frau Anfang sechzig, die in grellbunte, luftige Gewänder gehüllt war. Ihr toupiertes Haar leuchtete in sattem Lila. In den Armen hielt sie ein kleines, zerzaustes Etwas, das unaufhörlich bellte. Eine Sekunde lang stand sie ihnen stirnrunzelnd gegenüber, doch dann erkannte sie sie und flötete: »Justus, Peter und Rob! Nein, so eine Überraschung!«

»Bob«, verbesserte Bob sie.

»Guten Abend, Miss Madigan«, begann Justus so freundlich wie möglich. »Wir –«

»Das ist aber nett von euch, dass ihr mich mal besuchen kommt! Hereinspaziert, sag ich da, hereinspaziert!«

»Wir wollen Sie wirklich nicht stören, Miss –«

»Aber nein, ihr stört überhaupt nicht! Hach, ich freue mich doch immer über netten Besuch. Kommt rein!«

Sie ließ ihnen keine Wahl. »Subkategorie A«, zischte Bob grinsend, als sie das kitschüberfrachtete Haus betraten. In

Windeseile hatte sie Tee zubereitet und die drei ??? zu einer Tasse überredet. Die ganze Zeit über trug sie den Hund, der nicht aufhören wollte zu bellen, auf dem Arm. »Kennt ihr schon meinen neuen Begleiter?« Stolz streckte sie ihnen das Fellknäuel entgegen. Irgendwo guckte eine Zunge heraus. »Das ist Muffins. Ist er nicht allerliebste? Nun musst du aber schön aufhören zu bellen, mein Schnupselbärchen!«

»Miss Madigan, wir brauchen Ihre Hilfe«, versuchte Justus es erneut. »Deshalb sind wir hier.«

»Aber natürlich, aber natürlich! Ich helfe doch, wo ich kann! Worum geht es denn? Ein neuer Fall? Doch hoffentlich nicht wieder ein verschwundenes Medaillon! Haha!« Sie warf den Kopf in den Nacken und lachte glockenhell.

»Wir suchen eine junge Frau, die oft spätabends am Strand joggt«, sagte Bob. »Wir dachten vielleicht, dass Sie ... äh ... sie kennen könnten. Immerhin wohnen Sie direkt am Strand und wissen vielleicht, wen wir –«

Ihr Lachen unterbrach ihn. »Du machst mir Spaß, Rob. Hier kommen täglich tausend Leute an den Strand! Wie soll ich denn da jemanden wieder erkennen? Muffins, mein Liebes, sei schön still! Ich sehe mir das Treiben dort unten nie an.«

Peter unterdrückte ein Kichern.

»Die Frau, die wir suchen, hat eine recht auffällige Tätowierung auf dem Arm: eine Schlange«, sagte Justus. »Vielleicht haben Sie sie doch schon einmal gesehen.«

Schlagartig verfinsterte sich Elenor Madigans Miene. »Kurze, schwarze Haare?«

Justus nickte.

»Deborah Snell. Sie wohnt ein paar Häuser weiter, direkt neben dem Leuchtturm. Eine unangenehme Person, sehr unangenehm. Und seltsam dazu. Sie läuft immer nachts am Wasser entlang. Was wollt ihr von ihr?«

»Kennen Sie sie näher?«, wich Justus der Frage aus.

»Nein. Und ich lege auch überhaupt keinen Wert darauf.«

»Was macht sie denn so unangenehm?«

Miss Madigan zog düster die Augenbrauen zusammen. »Sie grüßt nie.«

Justus räusperte sich. »Nun ja ...«

»Und sie hat ein Verhältnis mit dem Leuchtturmwärter«, fugte sie scharf hinzu. »Sie glaubt, die Nachbarn wüssten nichts davon, dabei ist es ganz offensichtlich!«

»Himmel, schon so spät!«, fuhr Peter dazwischen und sah entsetzt auf die Uhr. »Tut mir Leid, Miss Madigan, aber ich bin noch mit Kelly verabredet. Und wenn ich sie nicht verärgern will, müssen wir jetzt los.«

Tante Elenor war ihre Enttäuschung deutlich anzusehen. »Ach, das ist aber schade! Nicht war, Muffins? Aber ich möchte ja nicht, dass meine Kelly warten muss. Grüß sie schön von mir!« Sie begleitete die drei ??? zur Tür.

»Da fällt mir noch etwas ein, Miss Madigan«, sagte Justus. »Haben Sie zufällig in den letzten Nächten etwas Außergewöhnliches am Strand bemerkt? Oder auf dem Meer?«

»Etwas Außergewöhnliches? Nein, nicht dass ich wusste. Seit einer Woche ist es so neblig, dass man von hier aus manchmal nicht einmal bis zum Wasser sehen kann. Hat das etwas mit einem neuen Fall zu tun? Ach, ich finde das ja immer so aufregend, was Kelly mir über euch erzählt!«

»War nur so ein Gedanke«, blockte der Erste Detektiv ab, bevor Tante Elenor in einen endlosen Monolog verfallen konnte. »Vielen Dank! Auf Wiedersehen!«

»Wiedersehen!«, flötete sie und Muffins bemühte sich etwas lauter zu bellen.

»Puh!«, stöhnte Peter, als sie den Vorgarten verlassen hatten. »Das war ja kaum auszuhalten. Tante Elenor allein reicht schon aus, um mich in den Wahnsinn zu treiben, aber jetzt auch noch dieses Jipp-jipp-Hündchen!«

»Sag mal, bist du wirklich mit Kelly verabredet?«, fragte Bob.

Peter grinste. »Quatsch. Ich wollte nur so schnell wie möglich verschwinden. Und das war die einzige Ausrede, die Tante Elenor akzeptiert.«

»Gut gemacht, Peter«, lobte Justus. »Viel länger hätte ich das Geschnatter und Gebell auch nicht ertragen. Und nun auf zu Deborah Snell! Ich bin gespannt, was sie uns erzählen wird!«

Inzwischen war es ganz dunkel geworden. Der Nebel zog langsam auf und kroch über das Meer zur Küste. Es war nicht weit bis zum Leuchtturm. Er war bereits in Betrieb und schickte unermüdlich einen Lichtkegel auf seine Rundreise. Unweit davon stand ein Haus in einem krassen Kontrast zu all den Villen in dieser Gegend: Es war ein schmuckloser, kleiner Bungalow. Hinter den Fenstern brannte Licht.

Sie traten an die Tür und Justus klingelte. Wenige Augenblicke später öffnete eine kleine dunkelhaarige Frau. Sie sah sie misstrauisch an.

»Sind Sie Deborah Snell?«

Ihr Blick blieb an Peter hängen. »W ... wie bitte?«, stotterte sie mit unsicherer Stimme.

»Verzeihen Sie die Störung«, ergriff Peter das Wort. »Erkennen Sie mich? Sie haben meine Freundin und mich letzte Nacht angehalten und zum Strand geführt.«

»Was wollt ihr?«, fragte sie barsch.

»Wir möchten gern mit Ihnen über den gestrigen Vorfall sprechen. Sie wissen schon: das Geisterschiff.«

»Geisterschiff? Wovon redet ihr überhaupt?«

Der Zweite Detektiv runzelte die Stirn. »Sie waren doch letzte Nacht am Strand, nicht wahr?«

»Am Strand? Ich bin nie nachts am Strand!«

»Aber ... aber Sie sind doch Deborah Snell?«

Ohne zu antworten warf sie die Haustür zu.

Ein weiterer Zeuge

Sekundenlang starrten die drei ??? die Tür an. »Das ist ja wohl das Letzte!«, fand Peter und drückte auf die Klingel.

»Verschwindet! Oder ich rufe die Polizei!«, drang Miss Snells Stimme aus dem Haus.

Peter wollte noch einmal klingeln, doch der Erste Detektiv hielt ihn zurück. »Lass es. Wir wollen niemanden belästigen.«

»Aber –«

»Komm schon!« Justus zog ihn am Arm weg. Als sie außer Hörweite waren, fragte er: »War das wirklich die Frau, die euch gestern angehalten hat?«

»Hundertprozentig! Hast du nicht das Tattoo gesehen?«

»Dann war es Deborah Snell. Denn Tante Elenor kennt ihre Nachbarn, da bin ich sicher.«

»Warum hat sie dann behauptet, niemals nachts an den Strand zu gehen?«, fragte Bob.

»Keine Ahnung. Gestern war sie noch ganz wild darauf, uns ihr Geisterschiff zu zeigen, und heute tut sie so, als wüsste sie nicht, wovon ich rede. Sehr rätselhaft.«

»In der Tat«, stimmte Justus zu. »Kommt, Kollegen, wir gehen runter ans Wasser. Vielleicht finden wir dort eine Antwort.«

Der Strand war inzwischen menschenleer. Der immer dichter werdende Nebel trug die Geräusche weiter als normale Luft, so wirkte das Plätschern der Wellen ungewöhnlich laut. Die drei ??? starrten angestrengt in die Dunkelheit, doch dort draußen auf dem Meer rührte sich nichts. Die Leute, die mit ihren Partybooten und kleinen Schiffen sonst oft bis tief in die Nacht unterwegs waren, scheuten den Nebel. Es war gefährlich, bei diesem Wetter rauszufahren. Langsam schlenderten die drei den Strand entlang und sprachen über den Vorfall.

»Ich werde das Gefühl nicht los, als hätte Mrs Snell vorhin unter Zwang gelogen«, meinte Justus.

»Tatsächlich?«, zweifelte Peter. »Mir kam es eher so vor, als sei ihr klar geworden, dass sie sich getäuscht hat und das angebliche Geisterschiff etwas völlig Harmloses war. Eine seltsam geformte Nebelbank oder so.«

»Aber das hätte sie dir doch sagen können.«

»Vielleicht war es ihr peinlich.«

»Also gibt es gar kein Geisterschiff«, fasste Bob zusammen. »Dann können wir genauso gut nach Hause fahren. Mir wird nämlich langsam kalt.«

Justus blickte auf die Uhr. »Es ist aber noch nicht so spät wie gestern, als Peter und Kelly zurückgefahren sind.«

»Na und? Glaubst du wirklich, dass dieses Schiff noch auftaucht? Und wenn: Es ist so neblig, dass man es gar nicht sehen könnte, selbst wenn es direkt vor unserer Nase wäre.«

»Ja, seltsam, nicht wahr?« Justus zupfte an seiner Unterlippe. »Neblig ist es schon seit Tagen. Trotzdem behauptet Deborah Snell das Schiff zweimal gesehen zu haben. Findet ihr das nicht merkwürdig?«

»Ich sag's ja: Sie hat sich getäuscht«, wiederholte Peter. »Können wir jetzt nach Hause fahren? Es ist schon elf. Ich bin müde. Muss noch ein bisschen Schlaf von letzter Nacht nachholen.«

Justus verzog unwillig das Gesicht, lenkte jedoch schließlich ein: »Na schön. Fahren wir zurück.«

Am nächsten Nachmittag saßen die drei ??? in der Zentrale, als Tante Mathilda nach ihnen rief.

»Nicht schon wieder!«, stöhnte Bob. »Kann man nicht einmal seine Ruhe haben?«

»Das war aber nicht der Arbeit-Ruf, sondern eher der Post-Ruf«, bemerkte Justus.

»Post? Am Sonntag?«

»Vielleicht ist es auch etwas anderes.« Justus stand auf und öffnete die Tür nach draußen. »Ja, Tante Mathilda?«

»Hier ist Besuch für euch!«, rief sie vom Büro aus herüber.

Ein kleiner, drahtiger Mann mit schwarzen Haaren und spitzen Mausgesicht ging über den Schrottplatz auf die Zentrale zu. Justus brauchte einen Moment, bis er ihn erkannte. »Mr Qin!« Er verließ den Wohnwagen, Peter und Bob folgten ihm neugierig.

»Du erinnerst dich an mich? Du bist Justus Jonas, nicht wahr?«

Er nickte. »Und das sind meine Freunde, Peter Shaw und Bob Andrews. Was kann ich für Sie tun?«

»Deine Tante sagte mir, ich würde euch hier finden.« Mr Qin blickte unsicher von einem zum anderen und wusste offenbar nicht recht, wie er anfangen sollte. Stotternd fuhr er fort: »Ich ... ich würde gerne mit euch sprechen.«

»Worum geht es denn?«

»Ich habe gestern meinen Schlüssel fallen gelassen, erinnert ihr euch? Die Sache mit den Kartons.«

Justus nickte langsam.

»Als ich ihn zwischen den Kisten suchte, bekam ich euer Gespräch mit. Ich ... ich wollte euch nicht belauschen, wirklich nicht! Es war ein dummer Zufall.«

»Und?«

»Nun ja ... Ihr erzählet etwas von einer Joggerin. Und einem ... einem Schiff.«

»Richtig«, sagte Bob. Auch ihm war der Besucher etwas suspekt.

»Ich hatte ebenfalls eine Begegnung mit einer Joggerin am Strand. Und ich habe das Schiff gesehen.«

»Wie bitte?«, rief Peter.

»In Malibu Beach. Mitten in der Nacht.«

»Moment!« Justus hob die Hand zum Zeichen, dass sie warten sollten, ging in die Zentrale und kam mit vier Klappstühlen zurück. »Setzen Sie sich!«, bat er. »Und erzählen Sie von Anfang an, was passiert ist.«

»Also schön.« Qin räusperte sich. »Ich arbeite in einem Restaurant in Malibu als Koch. Gestern bin ich nach Feierabend nach Hause gefahren.«

»Auf der Küstenstraße Richtung Rocky Beach«, vermutete Justus.

Mr Qin sah irritiert auf. »Richtig. Woher –«

»Erzählen Sie weiter, Mr Qin, ich erkläre es Ihnen später.«

»Es war sehr neblig. Plötzlich lief eine Frau direkt auf die Straße und stellte sich mir in den Weg.«

»Sie hatte eine Schlange auf die Schulter tätowiert, nicht wahr?« Justus hob entschuldigend die Hände, als er Mr Qins erstauntes Gesicht sah. »Verzeihung, ich werde Sie nicht mehr unterbrechen.«

Verwirrt fuhr sein Gegenüber fort: »Ich konnte den Wagen gerade noch rechtzeitig abbremsen und stieg aus. Sie war ganz aufgeregt und sagte, ich solle mitkommen, sie brauche Zeugen. Ich wusste überhaupt nicht, worum es geht, und dachte, dass vielleicht ein Verbrechen geschehen sei, also folgte ich ihr hinunter an den Strand. Sie wies aufs Wasser. Erst sah ich nichts, da der Nebel so dicht war. Doch dann trieb eine Nebelbank fort und ein ... ein Schiff tauchte auf.«

»Was war das für ein Schiff?«, fragte Bob, als Qin nicht weitersprach.

»Ein altes Segelschiff. Ich ... kenne mich nicht so genau aus mit Schiffen.«

»Und was ist daran so ungewöhnlich?«, spielte Justus den Ahnungslosen. »Es gibt viele Segelschiffe hier in der Gegend. Meistens fahren sie für die Touristen oder werden zu Werbezwecken eingesetzt, aber –«

»Es war kein normales Schiff!«, unterbrach in Qin. »Die Segel waren völlig kaputt und trotzdem bewegte es sich fort. Und es ... es leuchtete! Es glühte förmlich!«

»Es glühte?«, wiederholte Peter. »Was denn?«

»Das ganze Schiff! Der Rumpf, die Segel – alles! Ich weiß,

das klingt verrückt. Und wenn ich es nicht selbst gesehen hätte, würde ich es nicht glauben. Aber das Schiff sah aus, als käme es nicht aus dieser Welt. Wie ein riesiges Gespenst.« Qin war bleich geworden.

»Und was geschah dann?«, wollte Bob wissen.

»Das Schiff trieb lautlos durch den Nebel. Wir starrten es gebannt an und warteten. Ich weiß nicht genau, wie lange. Irgendwann ... löste es sich plötzlich auf.«

Justus runzelte die Stirn. »Sie meinen, es verschwand im Nebel?«

»Nein! Nein, eben nicht!«, beehrte Qin auf. »Es ... es löste sich auf! Wie soll ich es beschreiben? Als würde sich Rauch verflüchtigen. Es war beängstigend. Die Joggerin bekam solche Angst, dass sie weglief. Ich habe noch nach ihr gesucht, aber sie war verschwunden. Dann bin ich zurück zum Wagen gegangen und nach Hause gefahren. Kein Auge habe ich letzte Nacht zugetan. Dann fiel mir plötzlich wieder euer Gespräch von gestern ein. Und deshalb bin ich hier. Was wisst ihr darüber? Habt ihr das Schiff auch gesehen?« Flehend blickte er in die Runde.

»Nein«, antwortete Peter. »Aber ich habe einen Tag vorher fast das Gleiche erlebt wie Sie.« Er berichtete Mr Qin von seiner Begegnung mit Deborah Snell und ihrem seltsamen Treffen gestern Nachmittag. »Sie hat behauptet niemals nachts zu joggen. Aber gestern ist sie Ihnen vor das Auto gelaufen. Sehr rätselhaft.«

»In der Tat«, stimmte Justus zu. »Mr Qin, wissen Sie, wie spät es war, als Sie das Geisterschiff sahen?«

»Kurz nach Mitternacht«, war die prompte Antwort. »Die Küche schließt nämlich um Punkt zwölf. Zur Geisterstunde.«

»Wir sind eine Stunde zu früh verschwunden«, ärgerte sich Justus.

»Das klingt, als würdet ihr richtige Ermittlungen anstellen«, bemerkte Mr Qin.

»Tun wir auch«, antwortete Justus stolz. »Darf ich Ihnen unsere Karte zeigen?« Er zog eine Visitenkarte aus der Hosentasche und reichte sie Mr Qin:

Die drei Detektive	
???	
Wir übernehmen jeden Fall	
Erster Detektiv	Justus Jonas
Zweiter Detektiv	Peter Shaw
Recherchen und Archiv	Bob Andrews

»Detektive? Dann habe ich also doch richtig gehört. Du sagtest gestern etwas von detektivischer Sicht. Seid ihr ... seid ihr echte Detektive? Ich meine, ihr seid noch ziemlich jung.«

»Alter hat glücklicherweise nichts mit Intelligenz zu tun«, erwiderte Justus ohne eine Spur von Bescheidenheit. »Wir haben schon eine Reihe von mysteriösen Fällen aufgeklärt.«

»Was sollen denn die Fragezeichen auf der Karte bedeuten?«

»Sie sind unser Firmensymbol. Das Fragezeichen steht für unbeantwortete Fragen und ungelöste Rätsel. So wie diese Geisterschiff-Geschichte. Wenn Sie unsere Dienste in Anspruch nehmen, werden wir versuchen das Geheimnis zu lüften.«

»Sehr gerne. Wie hoch ist denn euer Honorar?«

»Wir nehmen kein Geld«, sagte Bob. »Wenn wir Antworten auf unsere Fragen erhalten, ist das Lohn genug für uns.«

Lächelnd fügte er hinzu: »Aber Sie dürfen uns natürlich gerne zu einem Essen in Ihr Restaurant einladen, wenn der Fall abgeschlossen ist.«

»Selbstverständlich. Dann möchte ich eure Dienste in Anspruch nehmen.«

Justus nickte zufrieden. »Ein neuer Fall für die drei ???.«

Jagd auf das Geisterschiff

»Der Nebel wird immer dichter. Erstaunlich, wie schnell das geht«, fand Peter.

Die drei ??? saßen im Sand und blickten auf die Nebelbänke hinaus, die sich langsam am Horizont bildeten. Die Sonne war schon untergegangen. Gleich nach Mr Qins Besuch hatten sie beschlossen die Nacht am Strand zu verbringen und waren mit Peters MG erneut nach Malibu gefahren. Mr Qin wollte ebenfalls dabei sein, doch bis jetzt war er noch nicht aufgetaucht.

»Hoffentlich wird es nicht so spät«, sagte Bob, um das Warten zu verkürzen. »Ich habe morgen in den ersten beiden Stunden Chemie. Meine Eltern dürfen gar nicht wissen, dass ich so lange unterwegs bin. Ich habe ihnen erzählt, ich übernachtete bei dir, Justus.«

Der Erste Detektiv war abgelenkt. »Hört ihr das? Ein Motorengeräusch. Das muss er sein!«

Das Lokal, in dem Mr Qin arbeitete, lag direkt am Meer. Seinem Chef gehörte ein kleines Boot mit Außenmotor. Qin hatte es sich für diesen Abend geliehen.

Das Tuckern des Motors kam langsam näher. Justus holte die Taschenlampe aus dem Rucksack, in dem sie auch den Rest der Ausrüstung für das Unternehmen ›Geisterschiff‹ verstaut hatten, und gab Lichtzeichen.

»Ich halte das nach wie vor für keine gute Idee«, bemerkte Peter. »Mit diesem Wrack sollen wir ein ausgewachsenes Segelschiff verfolgen?«

Der kleine Kahn lief scharrend auf Grund, Mr Qin kletterte heraus und kam auf die drei ??? zu.

»Hallo, ihr drei.«

»Guten Abend, Mr Qin.«

»Meinst du wirklich, dass das mit dem Boot eine gute Idee ist, Justus?«

»Genau das habe ich gerade auch gesagt, Mr Qin«, bekräftig-

te Peter. »Aber Justus ist ein Dickkopf. Wenn der sich erst mal was in den Kopf gesetzt hat, kann man sich den Mund fusselig reden. Es ändert gar nichts.«

»Wenn es dieses Geisterschiff wirklich gibt, müssen wir es verfolgen«, verteidigte sich der Erste Detektiv. »Und wir werden versuchen an Bord zu kommen.«

»Wir werden was?«, rief Peter entsetzt.

»Das ... das ist mir aber auch neu, Just«, sagte Bob.

»Was habt ihr denn gedacht? Dass wir es nur aus der Ferne ansehen? Das bringt uns gar nichts.«

»Aber wir haben doch extra das Fernglas und die Kamera mitgebracht!«, warf Peter ein.

»Na und? Fotos sind im Zweifelsfall nur bedingt beweiskräftig. Wenn wir herausfinden wollen, was das für ein Schiff ist, müssen wir an Bord gehen.«

»Und ... und was ist mit den Geistern?«

Justus verdrehte die Augen. »Peter! Es gibt keine Geister!«

»Nein«, murmelte er. »Aber Geisterschiffe. Und die finde ich mindestens genauso gruselig.«

»Ich finde, Peter hat Recht«, meinte Mr Qin. »Es ist gefährlich, bei Nebel hinauszufahren. Man kann schnell die Orientierung verlieren. Ihr sollt euch nicht wegen mir in Gefahr begeben. Ich könnte es mir nie verzeihen, wenn euch etwas passiert.«

»Mr Qin, wir haben Ihnen versprochen, dass wir das Geheimnis des Geisterschiffes lösen werden. Dazu müssen wir ein paar kleinere Risiken eingehen. Ich bin gespannt, ob Deborah Snell das auch tut und heute Abend auftaucht. Oder traut sie sich nicht mehr?«

Sie setzten sich zusammen in den Sand und warteten. Bob drehte sich immer wieder um und blickte die Steilküste hinauf. »Tante Elenor ist gerade ins Bett gegangen«, sagte er irgendwann grinsend. »Sie hat das Licht ausgemacht.« Er sah auf die Uhr. »Es ist gleich zwölf. Jetzt bin ich mal gespannt.«

»Von unserer geheimnisvollen Joggerin fehlt jede Spur«, stellte Justus fest.

»Dafür ist der Nebel wirklich dicht geworden«, murmelte Peter unsicher und blickte aufs Meer hinaus. Der Lichtkegel des Leuchtturms tastete unentwegt über die grauen Schwaden und ließ sie aufglühen. Doch es gab immer wieder schwarze Löcher in der wabernden Luft, durch die man das Wasser glitzern sah. Manchmal glaubte er einen Schatten wahrzunehmen. Doch jedes Mal war es nur ein Streich, den ihm der Nebel und das Signalf Feuer des Leuchtturms spielten.

Dann leuchtete plötzlich etwas Weißes im Nebel auf. Erst war es so schwach, dass Peter es für einen Lichtreflex auf dem Wasser hielt, aber es wurde rasch heller. Und es war groß. Sehr groß.

»Da ... da ist es!«, rief Peter aufgeregt. »Seht nur! Das Geisterschiff!«

Abrupt standen alle vier auf. »Tatsächlich!«, hauchte Bob. »Unglaublich.«

Langsam wurde die Form des Schiffes sichtbar: Es war ein großer Dreimaster wie man sie aus Piratenfilmen kannte. Die Segel hingen in Fetzen und bewegten sich leicht in der schwachen Brise. Das ganze Schiff leuchtete in geisterhaftem Weiß und erhellte den Nebel wie ein Scheinwerfer. Es war gut zweihundert Meter entfernt und glitt majestätisch und lautlos durch die nächtliche See.

Bob löste sich als Erster aus seiner Starre und kramte in Windeseile das Fernglas aus dem Rucksack.

»Kannst du was erkennen? Sind Menschen an Bord?«

»Ich weiß nicht. Ich sehe niemanden. Aber da! Ganz oben auf dem mittleren Mast flattert eine kleine Fahne! Ein Totenkopf ist drauf.«

»Heilige Scheiße, ein Piratenschiff!«, entfuhr es Peter. »Los, wir hauen ab!«

»Nichts da, wir fahren hin!«, beschloss Justus und kletterte in

das Boot. »Was ist, wollt ihr hier Wurzeln schlagen?«

»Ich ... ich bleibe lieber hier!«, sagte Mr Qin.

»Ich auch!«, rief Peter schnell. »Einer muss schließlich unseren Klienten beschützen und zur Not Hilfe holen.«

Justus seufzte. »Bob! Los, Beeilung!«

Der dritte Detektiv sprang in das Boot und Peter schob es ins Wasser. »Könnt ihr damit umgehen?«, erkundigte sich Qin.

»Keine Sorge. Wir sind seetüchtig«, versicherte Justus, ließ den Motor an und lenkte den Kahn aufs offene Wasser hinaus. »Meine Güte, ist das eine lahme Nusschale! So holen wir das Schiff nie ein!«

»Müssten wir aber«, meinte Bob. »Wie kann es sich überhaupt vorwärts bewegen? Die Segel sind hinüber! Und eine so starke Strömung gibt es hier meines Wissens nicht.«

»Eines von einem halben Dutzend Rätseln. Los, mach Fotos! Wir brauchen Beweise!«

»Mist, jetzt schiebt sich wieder eine Nebelbank davor!«, fluchte Bob, während er knipste. »Aber es leuchtet sogar noch durch die Suppe hindurch.«

Sie kamen langsam näher und konnten nun auch die Ruderlöcher und Kanonenscharten erkennen. Aber kein Mensch zeigte sich an Bord. »Sag mal, kommt es mir nur so vor oder dreht das Schiff?«

»Du hast Recht, Just. Es wendet langsam.«

»Als wollte es vor uns fliehen. Sie haben uns bemerkt!«

»Sie? Aber es ist niemand an Bord, Just!«

Der Erste Detektiv antwortete nicht. Er starrte angestrengt in den Nebel, der sich langsam verflüchtigte. Bald hatten sie wieder eine klare Sicht auf das Piratenschiff. Sie waren nur noch etwa achtzig Meter entfernt. Inzwischen hatte es ihnen das Heck zugekehrt und nahm Fahrt auf.

»Es haut ab!«, rief Bob. »Wie kann es sich nur fortbewegen ohne Segel?«

»Das werden wir herausfinden, wenn wir es eingeholt ha-

ben.«

Bob kniff die Augen zusammen. »Das kann noch eine Weile dauern. Wir kommen nur ganz langsam näher.« Das geisterhafte Schiff pflügte lautlos durch die ruhige See, während das knatternde Boot der beiden Detektive durch die Wellen des Kielwassers heftig durchgeschüttelt wurde. Trotzdem schob es sich Meter für Meter näher an den Dreimaster heran. Immer wieder glitten Nebelbänke dazwischen, doch das Schiff leuchtete durch die feuchte Luft hindurch wie eine Laterne. Bob hob erneut das Fernglas an die Augen. »Immer noch niemand zu sehen. Halt! Da ist jemand an Deck!«

»Kannst du ihn erkennen?«

Bob antwortete nicht.

»He, Bob! Was ist los?«

Der dritte Detektiv war bleich geworden. »Es ... es ist ein ... ein Skelett!«

»Was? Ein Skelett?« Justus drückte seinem Kollegen das Ruder in die Hand, um selbst durch das Fernglas zu sehen. Ihm stockte der Atem. Da stand tatsächlich eine bleiche, dürre Gestalt an der Reling und blickte zu ihnen herüber. Er kniff die Augen zusammen und erkannte einen kahlen Schädel, schwarze Augenhöhlen und einen grinsenden Mund. Der Brustkorb bestand nur aus Knochen. Ein Gerippe. Plötzlich bewegte es sich und nickte ihnen zu. Justus wich erschrocken zurück und fiel fast über Bord.

»Wir haben es bald geschafft!«, riss Bob ihn aus seinem Entsetzen. »Es sind noch höchstens vierzig Meter!« Plötzlich wurde das Leuchten des Piratenschiffes schwächer. »Moment mal! Was passiert jetzt? Es verschwindet!«

»Unmöglich, Bob.«

»Sieh doch! Die Sicht ist ganz klar und trotzdem wird es immer ... immer durchsichtiger! Gib Gas, Just!«

»Bedaure, mehr gibt der Motor nicht her.«

Sie holten immer noch auf, doch das Schiff verlor an Sub-

stanz. Es war, wie Mr Qin gesagt hatte: Es löste sich in Luft auf! Schließlich verschwand es in der Dunkelheit.

»Es ist weg!«, rief Bob. »Es ist einfach weg!«

»Und es ist nicht im Nebel verschwunden, so viel steht fest«, fügte Justus fassungslos hinzu. »Hol mal die Lampe raus!«

Bob griff nach der Taschenlampe und leuchtete dorthin, wo vor wenigen Sekunden noch das Geisterschiff gewesen war, doch das Licht wurde vom Nebel reflektiert, sodass sie nur einen diffusen hellen Fleck in der Luft sahen. Justus schaltete den Motor aus.

»He! Was soll das?«

»Pst! Wenn wir das Schiff nicht mehr sehen können, vielleicht können wir es wenigstens hören.«

Sie lauschten. Doch außer dem Rauschen der Wellen herrschte Stille. »Es hat keinen Zweck, Just. Es ist verschwunden. Lass uns umkehren.«

»Umkehren?« Justus verzog das Gesicht. »Wir können doch nicht einfach aufgeben!«

»Was willst du denn stattdessen tun? Zielloos auf dem Meer umherfahren? Das Schiff ist weg!«

Unschlüssig blickte der Erste Detektiv in die Dunkelheit, dann wandte er sich widerwillig ab. »Hast ja Recht. Also schön, fahren wir zum Strand zurück.« Er drehte sich um, um die Küste nach Peter und Mr Qin abzusuchen. Sie waren verschwunden. Ebenso wie der Strand. Um sie herum waren nur noch Nebel und das offene Meer.

Um Haaresbreite

»Verflucht. Wo ist Malibu Beach?«

»Hinter uns?«, fragte Bob zaghaft.

»Und wo ist hinter uns?«

»Na da«, behauptete der dritte Detektiv und wies über den Motor des Bootes hinaus in den Nebel.

»Bist du sicher? Und wenn das Geisterschiff eine leichte Kurve gefahren ist? Oder eine Strömung uns herumgedreht hat? Vielleicht liegt hinter uns nicht die Küste, sondern der Pazifik.« Justus blickte ihn finster an. »Wir sind solche Idioten! Jedes Kind weiß, dass man ohne Kompass nicht rausfahren darf. Schon gar nicht bei Nacht und Nebel.«

Bobs Miene hellte sich auf. »Was ist mit dem Leuchtturm?«

»Siehst du einen?« Justus machte eine Geste hinaus ins Nichts. Das Signalfeuer war nirgends zu entdecken.

Der dritte Detektiv bemühte sich weiter um ein Lächeln.

»Irgendwann wird die Sicht klarer und der Leuchtturm taucht wieder auf«, sagte er überzeugt. »So lange müssen wir eben warten.« Er hockte sich auf das Sitzbrett und blickte in die Finsternis hinaus.

Justus blieb noch eine Weile unschlüssig stehen, doch dann setzte auch er sich. Bob hatte Recht: Sie konnten nur abwarten, bis der Nebel sich verzogen hatte.

»Just?«

»Hm?«

»Wie erklärst du dir das, was wir eben gesehen haben?«

»Bis jetzt noch gar nicht. Es ist mir ein Rätsel, wie das Schiff einfach verschwinden konnte.«

»Und was werden wir als Nächstes tun?«

»Die Fotos entwickeln. Vielleicht zeigen sie uns etwas, das wir übersehen haben. Das wird gleich morgen deine Aufgabe sein – vorausgesetzt, wir kommen je wieder an Land.«

»Kommen wir!«, rief Bob und wies in die Dunkelheit. Der

Wind hatte ein Loch in den Nebel gerissen, wo nun regelmäßig das Signal des Leuchtturms aufflammte.

»Dem Himmel sei Dank!«, seufzte Justus und warf augenblicklich den Motor an. »Wir müssen uns beeilen, bevor das Loch wieder verschwindet.« Langsam tuckerte das Boot los.

Justus lenkte es geschickt auf den Leuchtturm zu. Bald waren sie so nahe gekommen, dass selbst die feuchte Luft nicht mehr ausreichte ihnen die Sicht zu nehmen. Trotzdem verließ den Ersten Detektiv die Zuversicht, je näher sie dem Leuchtturm kamen. Irgendetwas stimmte nicht. Eine unheilvolle Ahnung beschlich ihn. »Sag mal, Bob findest du nicht auch, dass –«

»Dass dieses Leuchtfeuer irgendwie anders aussieht?«

»Genau!«

»Ich dachte, es sei eine optische Täuschung. Aber du hast es auch bemerkt. Es ist nicht hell genug, oder?«

Justus kniff die Augen zusammen. »Ich würde eher sagen, es ist nicht hoch genug. Der Leuchtturm wirkt auf einmal viel kleiner. Es sei denn ...«

»Es sei denn?«

»Dies ist gar nicht der Leuchtturm von Malibu Beach!«

Bob wollte zu einer überraschten Antwort ansetzen, als er ein Geräusch hörte: ein dumpfes Brummen, das schnell lauter wurde und näher kam. »Was ... was ist das?«

Bevor Justus antworten konnte, wurde er plötzlich von der Seite geblendet. Ein heller Lichtkegel durchschnitt den Nebel und raste auf sie zu. Das Tuckern ihres Motors wurde übertönt von dem Rattern einer sehr viel größeren Maschine.

»Ein Schiff!«, schrie Bob entsetzt. »Schnell ausweichen!«

Der Erste Detektiv riss das Ruder hart herum, doch das Boot war viel zu langsam. Der messerscharfe Bug einer großen Motoryacht durchstieß die wabernde Luft. Er pflügte durch die Wellen und hielt direkt auf sie zu. »Achtung!«, rief Justus.

Es war zu spät, um noch gegensteuern zu können.

Plötzlich dröhnte ein Nebelhorn und die Yacht legte sich auf

die Seite. Der Bug stampfte haarscharf an ihnen vorbei. Das kleine Boot geriet durch das aufgewühlte Wasser so stark ins Schwanken, dass Justus sich panisch an die Planken krallte. Eine riesige Welle schwappte über das Boot und durchnässte sie von oben bis unten, während der lange Rumpf der Yacht vorüberglitt. Dabei konnten sie ihren Namen lesen: ›Queen‹.

Das Motorengeräusch erstarb. Ein heller Scheinwerfer flammte auf und suchte die Wasseroberfläche ab, bis er Justus und Bob genau im Visier hatte. Eine raue Frauenstimme brüllte: »Seid ihr völlig wahnsinnig geworden! Wir hätten euch fast gerammt!«

»Tut uns Leid, Madam, wir –«

»Was habt ihr denn mitten in der Nacht hier draußen verloren?« Die Frau war gegen das blendende Licht nicht zu sehen.

»Wir wollten zurück zur Küste und haben uns nach diesem Leuchtturm gerichtet«, umging Justus eine direkte Antwort.

»Dann seid ihr genau auf dem falschen Weg! Dieser Leuchtturm steht auf einer Insel, dem ›Haken‹. Zur Küste müsst ihr in die andere Richtung! Habt ihr keinen Kompass?«

»Leider nicht.«

»Ihr seid eine Gefahr für den gesamten Schiffsverkehr, wisst ihr das? Am besten schleppen wir euch Richtung Malibu Beach, bis ihr den Leuchtturm sehen könnt.«

»Das wäre sehr nett von Ihnen.«

Sie hörten, wie sie über das Deck der Yacht verschwand. Einige Augenblicke später kam sie zurück und aus dem schwarzen Nichts hinter dem hellen Scheinwerfer flog ihnen ein Seil zu. Bob fing es geschickt auf und band es am Boot fest.

»Vielen Dank! Sagen Sie, haben Sie heute Abend hier draußen vielleicht etwas Ungewöhnliches bemerkt?«

»Ja«, knurrte die Frau. »Zwei verrückte Jungs bei einem Selbstmordkommando.« Sie stapfte über die Planken davon.

Kurz darauf sprang der Motor an und die ›Queen‹ wendete langsam. Als sie auf dem richtigen Kurs war, gab sie Gas und

zog Justus und Bob im Schlepptau zur Küste.

»Verfluchter Mist! Warum haben die beiden das Fernglas mitgenommen? Jetzt können wir nicht einmal nach ihnen Ausschau halten! Wie lange sind sie jetzt schon weg?«

Mr Qin sah auf die Uhr. »Seit zwanzig Minuten.«

»Zwanzig Minuten! Hoffentlich ist ihnen nichts passiert!« Peter lief unruhig am Strand auf und ab. Sie hatten das Geisterschiff verschwinden sehen. Kurz darauf waren Bob und Justus von einer Nebelwand verschluckt worden und nicht wieder aufgetaucht. Vor ihnen lag Dunkelheit. Kein Schiff, kein Boot. Was war da draußen geschehen?

»Vielleicht sollten wir der Küstenwache melden, dass ein Boot vermisst wird«, schlug Mr Qin unsicher vor.

Peter sah ihn überrascht an. Er wurde selbst schnell nervös und neigte besonders in brenzligen Situationen zu übereilten Entscheidungen. Aber Mr Qin schien ihn in dieser Hinsicht noch zu übertreffen. »Nein, besser nicht. Justus würde mir den Kopf abreißen, wenn wir vorschnell handeln. Sie ... sie tauchen bestimmt gleich wieder auf.«

»Sie haben sich im Nebel verirrt und finden nicht zurück!«, beharrte Qin. »Sie werden immer weiter aufs offene Meer hinausgetrieben. Dort kreuzen auch bei diesem Wetter die großen Frachtschiffe. Die können das Boot leicht übersehen. Die beiden haben ja nicht einmal eine Hupe dabei, mit der sie auf sich aufmerksam machen können! Wir hätten sie niemals hinausfahren lassen dürfen! Wir hätten –«

»Mr Qin!«, stoppte Peter seinen Redeschwall energisch. »Keine Panik! Ihnen wird schon nichts passieren!« Er wunderte sich über seine eigenen Worte. War das nicht normalerweise Justus' Text? War Peter nicht bisher derjenige gewesen, der sich immer zu viele Sorgen gemacht hatte? Der Zweite Detektiv überlegte noch, wie er den Mann mit dem Mausgesicht beruhigen konnte, als Mr Qin die Hand hob.

»Hörst du das? Motorengeräusch!«

Peter horchte. »Das sind sie!« Kurz darauf tauchte die Silhouette des kleinen Motorbootes aus dem Nebel auf und Bobs Rufe hallten über das Wasser.

»Hierher!«, schrie Peter und lotste die beiden mit der Taschenlampe zu ihrem Standort. Schließlich glitt das Boot auf den nassen Sand. »Dem Himmel sei Dank, da seid ihr ja!«

»Wir dachten schon, ihr wärt von einem Schiff gerammt worden«, fügte Mr Qin hinzu.

»Wären wir auch fast«, antwortete Justus und kletterte raus. »Und nicht nur das. Wir haben gesehen, wie sich direkt vor unseren Augen ein Segelschiff in Luft auflöste.«

Mr Qin wurde blass.

»Erzählt!«, verlangte Peter neugierig und seine Freunde berichteten abwechselnd von ihren Erlebnissen.

»Das geht nicht mit rechten Dingen zu!«, stammelte Mr Qin. »Wir ... wir müssen zur Polizei gehen!«

»Wieso zur Polizei? Es gibt kein Verbrechen. Und außerdem würde man uns dort nicht glauben.«

»Aber ... aber was sollen wir sonst tun?«, fragte Mr Qin. »Was passiert denn jetzt? Wie geht es weiter?«

»Wir müssen es noch einmal versuchen«, antwortete der Erste Detektiv. »Wenn mich nicht alles täuscht, wird das Geisterschiff morgen Nacht wieder auftauchen.«

»Mich würde interessieren, was es mit der Insel auf sich hat, die wir irrtümlich für das Festland hielten«, sagte Bob. »Das Geisterschiff muss ganz in ihrer Nähe verschwunden sein. Ist sie bewohnt?«

»Der ›Haken‹? Soweit ich weiß, ist das nicht viel mehr als ein großer Felsen im Wasser«, erklärte Justus. »Die Insel ist wie eine Sichel geformt, daher der Name. Ich glaube, sie befindet sich in Privatbesitz.«

Qin nickte. »Ein kleines Haus steht drauf. Mein verstorbener Großvater, dessen Sachen ich deinem Onkel verkauft habe,

kannte den Bewohner.«

»Dann sollten wir diesen Bewohner morgen interviewen«, beschloss Justus. »Wenn noch jemand außer uns und Deborah Snell das Schiff gesehen hat, dann am ehesten er.«

»Das wird ein anstrengender Tag«, vermutete Peter.

»Und deshalb sollten wir uns langsam auf den Weg nach Hause machen, damit wir morgen fit sind«, fand Bob.

Mr Qin war sichtlich irritiert, wie schnell die drei ??? neue Pläne geschmiedet hatten. »Das ... das war es schon?«

»Für heute ja«, antwortete Justus. »Wir können jetzt nichts mehr unternehmen. Sie sollten auch nach Hause fahren, Mr Qin. Wir werden uns bei Ihnen melden, sobald wir etwas Neues wissen.«

Sie verabschiedeten sich. Qin stieg in das Boot und tuckerte davon, während die drei ??? zur Straße zurückkehrten.

»He, wie wäre es, wenn wir kurz bei Miss Snell vorbeischauchen?«

»Gute Idee, Bob«, fand Justus. Sie machten den kleinen Umweg, doch hinter den Fenstern des Bungalows brannte kein Licht, daher klingelten sie nicht. »Entweder sie ist nicht da oder sie schläft schon«, schlussfolgerte der Erste Detektiv. »Beides erklärt jedenfalls, warum sie heute nicht am Strand war. Verschieben wir das Gespräch mit ihr auf morgen. Kommt, lasst uns nach Hause fahren.«

Verfolgt!

»Ich weiß nicht ... wollen wir das Geisterschiffmorgen wirklich noch mal jagen?«, fragte Peter auf der Rückfahrt. »Das heutige Abenteuer hat mir schon den letzten Nerv geraubt.«

»Wieso? Du warst doch gar nicht dabei.«

»Trotzdem. Mir reicht, was ich vom Strand aus gesehen habe. Das Schiff ist verschwunden! Wie will man etwas verfolgen, das sich in Luft auflösen kann?«

»Was immer es getan hat, in Luft aufgelöst hat es sich bestimmt nicht!«, behauptete Justus. »Es gibt für alles eine logische Erklärung.«

»Na, da bin ich aber gespannt.«

»Leute!«, unterbrach Bob das Gespräch. »Bevor ihr weiter diskutiert, solltet ihr einen Blick nach hinten werfen!«

Peter sah in den Rückspiegel. »Nebel«, stellte er fest. »Und zwei Scheinwerfer. Na und?«

»Dieser Wagen ist schon seit einer ganzen Zeit hinter uns«, erklärte Bob. »Um genau zu sein: seit wir losgefahren sind.«

»Wir werden verfolgt?«, rief Peter erschrocken. »Auch das noch.«

»Vielleicht nur ein Zufall«, überlegte Justus. »Bieg bei der nächsten Gelegenheit links ab, dann haben wir Gewissheit.«

Der Zweite Detektiv setzte den Blinker und fuhr in eine kleine Seitenstraße. Den Rückspiegel ließ er nicht aus den Augen. »Der Wagen ist immer noch hinter uns«, stellte er halb verärgert, halb ängstlich fest. »Und was jetzt?«

»Häng ihn ab!«

»Du bist witzig! Wenn du von mir erwartest, dass ich bei dieser schlechten Sicht aufs Gas trete und durch die Straßen heize, bist du schief gewickelt.«

Justus knetete seine Unterlippe. »Die Sicht könnte uns von Nutzen sein.«

»Wie das?«

»Indem du das Licht ausschaltest und plötzlich im Nebel verschwindest.«

Peter seufzte. »Warum sitze eigentlich immer ich am Steuer, wenn uns so was passiert? Na schön, auf zur nächsten Nebelbank!« Er lenkte den Wagen zurück zur Küstenstraße, wo der Nebel am dichtesten war. Langsam, damit es ihrem Verfolger nicht auffiel, erhöhte er das Tempo und vergrößerte allmählich den Abstand zwischen ihnen. Dann kam eine enge Kurve und für einige Sekunden verschwanden die Scheinwerfer aus dem Rückspiegel.

»Jetzt!«, rief Bob vom Rücksitz, als der Verfolger sie nicht mehr sehen konnte.

Der Zweite Detektiv griff ans Armaturenbrett und schaltete das Licht aus. Der MG rollte in völliger Dunkelheit über die Straße. »Verdammt! Ich sehe nichts mehr!« Sofort wurde Peter nervös, lenkte viel zu hastig und spürte plötzlich, dass er keinen Asphalt mehr unter den Reifen hatte, sondern Schotter. Er trat auf die Bremse. Das Auto rutschte über den Kies und kam zum Stehen. Wenige Sekunden später rauschte ihr Verfolger an ihnen vorüber.

»Brillante Idee, Just«, knurrte Peter. »Einfach das Licht ausschalten, toll. Und wie soll ich dann die Straße sehen?«

»Es hat doch funktioniert oder?«, verteidigte sich Justus. »Wir haben ihn abgehängt.«

»Das ist das zweite Mal innerhalb von achtundvierzig Stunden, dass ich fast über die Klippen stürze. Das sollte nicht zur Gewohnheit werden!« Er startete den Wagen wieder, schaltete das Licht ein und fuhr in die entgegengesetzte Richtung. »Ich mache einen Umweg über die Berge«, erklärte er. »Sonst begegnen wir unserem Verfolger womöglich an der nächsten Ampel.«

»Wer das wohl war?«, fragte sich Bob. »Und warum war er hinter uns her?«

»Ein seltsamer Abend«, fasste Justus zusammen. »Erst ein

leuchtendes Schiff, das vor unseren Augen verschwindet, und dann auch noch ein geheimnisvoller Unbekannter, der uns verfolgt. Kollegen, es wird Zeit, dass wir in diesem Fall weiterkommen. Wir müssen Ermittlungen anstellen, damit wir für morgen Nacht so gut wie möglich vorbereitet sind!«

»Was für Ermittlungen?«

»Bob wird die Fotos entwickeln.«

»Und was macht ihr solange?«, maulte Bob.

»Peter stattet Miss Snell einen Besuch ab. Ich möchte wissen, warum sie uns angelogen hat und ob sie uns etwas verschweigt.«

Peter verzog das Gesicht. »Das letzte Mal hat sie mir die Tür vor der Nase zugeschlagen.«

Justus lächelte zuversichtlich. »Dann wirst du dafür sorgen müssen, dass sie das morgen nicht tut.«

»Und was ist mit dir?«

»Ich werde mir ein Boot mieten und zum ›Haken‹ hinausfahren. Mal sehen, wer dort wohnt und ob derjenige uns weiterhelfen kann.«

»Justus hat Recht gehabt«, murmelte Peter. »Sie schlägt mir nicht die Tür vor der Nase zu. Sie macht erst gar nicht auf.« Wütend drückte er zum vierten Mal auf den Klingelknopf, doch in dem kleinen Haus rührte sich nichts. Peter sah sich unschlüssig um. Er hatte keine Lust unverrichteter Dinge wieder abziehen. Außerdem hatte er Justus erst vor zehn Minuten beim Bootsverleih rausgelassen. Der Erste Detektiv war mit einem kleinen Motorboot auf dem Weg zu der kleinen Insel und würde frühestens in einer Stunde zurückkehren.

Sollte Peter die ganze Zeit vor dieser Tür stehen bleiben?

Sein Blick fiel auf den Leuchtturm, der ganz in der Nähe in den Himmel ragte. Von dort oben hatte man bestimmt eine fantastische Aussicht. Noch bevor er den Gedanken zu Ende gedacht hatte, durchzuckte Peter die Erkenntnis: Sie waren

komplette Vollidioten! Wenn jemand außer der geheimnisvollen Joggerin das Geisterschiff gesehen hatte, dann war es sicherlich nicht der Bewohner des ›Haken‹, sondern der Leuchtturmwärter! Und hatte Tante Elenor nicht gesagt, dass Deborah Snell ein Verhältnis mit ihm hatte? Vielleicht war sie letzte Nacht oben im Leuchtturm gewesen, um das Geisterschiff von dort aus zu beobachten.

Abrupt drehte sich Peter um und ging schnurstracks auf den Turm zu. Der Eingang war eine weiß gestrichene Stahltür. Statt einer Türklinke gab es nur einen Knauf, der sich nicht drehen ließ. Hier kam man nur mit einem Schlüssel rein. Eine Klingel war nirgendwo zu sehen. Enttäuscht wandte er sich ab.

Eine Frau mit kurzen, dunklen Haaren kam die Straße entlang. Mit zwei Einkaufstüten beladen ging sie auf das Haus zu. Das Schlangentattoo auf ihrer Schulter leuchtete in der Sonne. Peter lief ihr entgegen. Mit den Einkaufstüten konnte sie nicht fliehen und es gab auch keine Tür, die sie zuschlagen konnte.

»Guten Tag, Miss Snell!«, rief Peter so freundlich wie möglich. »Darf ich Ihnen mit Ihren Einkäufen helfen?«

Die junge Frau sah auf, erkannte Peter und zuckte zusammen. Sie blickte sich um, als suchte sie nach einer Fluchtmöglichkeit. Doch dann ließ sie die Schultern hängen und trat auf Peter zu. »Hallo«, grüßte sie verlegen.

»Ich hoffe, Sie haben heute etwas mehr Zeit für mich«, begann Peter. »Ich möchte noch einmal mit Ihnen über die vorletzte Nacht sprechen.«

»Die vorletzte Nacht«, murmelte sie tonlos. »Na schön.« Mit einer Kopfbewegung bedeutete sie ihm mitzukommen. Vor der Haustür stellte sie die Einkaufstüten ab, doch anstatt hineinzugehen hockte sie sich auf die kleine Mauer, die den Eingang säumte. Peter nahm neben ihr Platz. »Ich habe dich gestern angelogen«, bekannte sie.

»Das habe ich gemerkt«, erwiderte der Zweite Detektiv und betrachtete aufmerksam Deborah Snells Gesicht. Sie wirkte

verunsichert, blickte sich immer wieder um, als befürchtete sie belauscht zu werden.

»Ich hatte Angst, deshalb habe ich nicht die Wahrheit gesagt«, raunte sie.

»Angst? Wovor?«

»Ich ... ich weiß nicht. Vor euch. Vor der Polizei. Ich glaubte, ihr würdet mich vielleicht in eine Nervenklinik einweisen lassen oder so.«

»Aber Miss Snell, wir –«

»Ich weiß, dass das Unsinn ist. Aber als ihr gestern vor meiner Tür standet, wusste ich nicht, was ich tun sollte. Also habe ich alles geleugnet. Im Nachhinein tut mir das sehr Leid. Ich habe mich kindisch benommen.«

»Wir hätten Sie nicht so überfallen sollen«, entschuldigte sich Peter.

»Schon gut. Ich habe überreagiert. Aber eines musst du mir glauben: Alles, was ich deiner Freundin und dir gesagt habe, ist die Wahrheit! Da war wirklich ein Geisterschiff! Und noch etwas.« Sie blickte sich erneut um und beugte sich dann zu ihm herüber. »Ich habe es noch einmal gesehen!«, flüsterte sie.

»Tatsächlich?«, spielte Peter den Überraschten.

»Ja, vorgestern Nacht! Mir ließ diese Geschichte keine Ruhe, ich musste noch einmal an den Strand runter und nachsehen. Und da tauchte es wieder auf, genau wie beim letzten Mal!«

»Was haben Sie getan?«

»Ich bin ein zweites Mal zur Straße gerannt und habe einen Wagen angehalten. Hier ist ja sonst niemand. Ein Mann kam mit. Er hat das Schiff auch gesehen.«

»Und?«

»Das Geisterschiff kam immer näher. Schließlich sind mir die Nerven durchgegangen und ich bin einfach weggelaufen.«

»Und der Mann?«

»Keine Ahnung. Aber ich weiß jetzt, dass ich nie wieder nachts an den Strand gehen werde. Ich habe in der letzten

Woche kaum geschlafen vor lauter Angst. Es reicht mir.«

»Mein Freund Justus behauptet, dass es keinen Grund gibt, Angst zu haben«, antwortete Peter. »Wir ermitteln nämlich in diesem Fall.«

»Ihr ermittelt?«

»Ja, wir sind Detektive. Justus ist davon überzeugt, dass es für alles eine logische Erklärung gibt. Er will das Geheimnis des Geisterschiffes lüften.«

Deborah Snell wurde bleich. »Er will was? Das Geheimnis lüften?«

»Ja. Warum sind Sie denn so erschrocken?«

»Es ist ein Geisterschiff! Und mit Geistern ist nicht zu spaßen!«

»Nun ja«, druckste Peter. »Das habe ich auch gesagt. Aber Justus –«

»Ihr bringt euch in große Gefahr, wenn ihr nicht die Finger davon lasst!«, warnte sie. »Ich weiß schon, warum ich wegelaufen bin. Ich mag gar nicht daran denken, was euch geschehen könnte, wenn ihr den Geistern zu nahe kommt!«

»Was ... was denn?«

»Aber das weiß doch jeder! Wer sich mit übernatürlichen Mächten einlässt, findet den Tod!«

Der ›Haken‹

Am Tage war die kleine Insel mit dem Miniatur-Leuchtturm bereits von der Küste aus zu sehen. Die schlecht zu schätzende Entfernung auf dem offenen Meer spielte Justus einen Streich: Während er auf die Insel zufuhr, kam sie ihm größer vor, als sie vom Festland aus gewirkt hatte. Doch dann stellte er fest, dass er gar nicht mehr weit entfernt war, und sofort schrumpfte sie in seiner Vorstellung wieder zusammen.

Der ›Haken‹ war tatsächlich kaum mehr als ein großer Felsen, der bizarr aus dem Pazifik ragte. Die Sichelform war zum Ozean hin geöffnet, Justus konnte von hier aus nur die glatte Seite sehen. Auf der Spitze der Insel standen ein weißes Häuschen und der kleine Leuchtturm. Vom Haus aus schlängelte sich eine Holzterrasse hinunter zu einem winzigen Strand und einem Bootsanleger. Dort schaukelte im leichten Wellengang eine schneeweiße Yacht auf und ab. Der Erste Detektiv kniff die Augen zusammen. Als er nahe genug heran war, konnte er den Namen des Schiffes erkennen: ›Queen‹. Es war die Yacht, mit der sie vergangene Nacht fast kollidiert wären.

»Aha«, murmelte Justus. »Die Yacht gehört also dem Inselbewohner. Umso besser. Dann habe ich gleich ein Alibi.« Er lenkte das Boot um den ›Haken‹ herum. Die Rückseite präsentierte sich sehr viel schroffer: Hier krachte seit Tausenden von Jahren der raue Pazifik gegen die Felsen und hatte auf diese Weise eine natürliche Bucht geformt, die der Insel ihre markante Form und schließlich auch ihren Namen gegeben hatte. Wie zwei riesige Arme ragten die Felszungen ins Meer hinein. Die Bucht war zum Teil von den Felsen abgeschirmt und als Justus näher heranzufahren wollte, bemerkte er, dass der Eingang durch ein Netz über dem Wasser versperrt war. Vermutlich war der Bewohner des ›Haken‹ es leid, dass ständig neugierige Bootausflügler sein Grundstück erforschten.

Justus steuerte das Boot weiter um die Insel herum und kehr-

te zur Vorderseite zurück. Neben der ›Queen‹ war noch genug Platz, um anzulegen. Der Erste Detektiv schaltete den Motor aus und ließ sich die letzten Meter an den Holzsteg herantreiben. Dann vertäute er das Boot und kletterte hinaus. Er wollte dem Inselbewohner einen Besuch abstatten, doch er kam nicht weit. Als er die ersten paar hölzernen Stufen erklommen hatte, wurde die Haustür geöffnet und ein bärtiger Mann Ende sechzig kam heraus.

»He, Junge! Die Insel ist Privatgrundstück! Verschwinde!«

»Tut mir Leid, Sir, es war nicht meine Absicht, Landfriedensbruch zu begehen. Gehört Ihnen die Yacht hier unten?«

»Wem sonst?«, erwiderte der Alte mürrisch.

Justus zögerte. Gestern war es eine Frau gewesen, die sie entdeckt und ihnen geholfen hatte. »Die ›Queen‹ hätte letzte Nacht fast unser Boot gerammt.«

»Ach, du warst das!«, rief der Mann wütend. »Die Freundin meines Neffen war an Bord und hat mir davon erzählt. Und jetzt? Willst du dich etwa beschweren oder sogar Anzeige erstatten? Das ist ja wohl noch schöner!«

»Nein, nein, ganz im Gegenteil. Ich möchte mich bedanken, dass die Freundin Ihres Neffen uns zur Küste zurückgefahren hat.«

Einen Augenblick lang runzelte der Alte die Stirn, als überlegte er, ob er Justus glauben sollte oder nicht. Schließlich winkte er ihn heran. Der Erste Detektiv beeilte sich die Stufen emporzulaufen, bevor der Mann es sich anders überlegen konnte. Schließlich stand er ihm vor dem Haus gegenüber: Er war ein Stück kleiner als Justus und hatte ein wettergegerbtes Gesicht, die Haut sah aus wie rissiges Leder. Auf den ersten Blick wirkte er bedrohlich, doch dann verzogen sich die unzähligen Falten zu einem Lächeln. Justus schien es, als habe er den Mann schon einmal gesehen. »Ich bin Justus Jonas«, stellte er sich vor und reichte ihm die Hand.

»Farnham«, erwiderte sein Gegenüber.

Justus runzelte die Stirn. »Conrad Farnham?«

Mr Farnham wirkte überrascht. »Ganz recht.«

»Sie kamen mir gleich so bekannt vor. Sie haben früher bei einem der großen Filmstudios als Produzent gearbeitet, nicht wahr?«

»Woher weißt du das?«

Der Erste Detektiv wurde rot. »Ich war auch mal beim Film. Aber das ist lange her.« Justus hatte damals das kleine, vorlaute Pummelchen in einer Kinderserie gespielt und kannte aus dieser Zeit noch einige Leute. Conrad Farnham hatte er zwar nie persönlich kennen gelernt, aber damals war der Name überall ein Begriff gewesen.

»Bei mir auch. Ich habe mich bereits vor Jahren aus dem Filmgeschäft zurückgezogen. Zu stressig. Seitdem lebe ich hier auf dem ›Haken‹. Die Insel ist perfekt: Man hat absolute Ruhe, ist aber trotzdem mit der Yacht in zehn Minuten auf dem Festland. Aber, sag mal, kennen wir uns denn von damals?«

»Nein, ich glaube nicht.« Justus war es unangenehm, über seine Karriere als Kinderstar zu sprechen. Schnell wechselte er das Thema: »Ich wollte mich übrigens nicht nur bedanken, sondern auch entschuldigen. Es war sehr leichtsinnig von uns, bei dem Nebel und ohne Licht so weit hinauszufahren. Wir haben nicht nur uns, sondern auch die ›Queen‹ in Gefahr gebracht. Es tut mir aufrichtig Leid.«

Mr Farnhams Lächeln wurde breiter. »Das gibt es ja selten heutzutage. Dass sich jemand die Mühe macht, sich zu entschuldigen, meine ich. Ihr habt wirklich Glück gehabt, dass euch die Freundin meines Neffen Jimmy rechtzeitig gesehen und das Ruder herumgerissen hat. Seid in Zukunft einfach etwas vorsichtiger.«

»Versprochen.«

»Was hattet ihr überhaupt so spät auf See zu suchen?«

»Ach, wir sind einfach ein bisschen herumgetuckert«, log Justus. »Dabei haben wir wohl die Orientierung verloren und

Ihren Leuchtturm mit dem von Malibu Beach verwechselt.«

»Ja, das passiert häufiger.«

»Aber da war noch etwas«, begann Justus und blickte in gespielter Unsicherheit zu Boden. »Wir haben ... etwas gesehen. Auf dem Wasser.«

»Was denn? Eine Haifischflosse?«, fragte Farnham belustigt.

»Nein. Etwas sehr Großes. Es hat im Dunkeln geleuchtet. Wir waren zu weit weg, um es genau erkennen zu können, also sind wir näher herangefahren, aber es ist vor uns geflohen.«

»Eine Nebelbank wahrscheinlich. Wenn einer der beiden Leuchttürme draufscheint, fängt der Nebel manchmal richtig an zu leuchten.«

Justus schüttelte den Kopf. »Nein, ich glaube, es war etwas anderes. Und das ist der dritte Grund, warum ich hier bin. Ich hatte vor Sie zu fragen, ob Sie vielleicht in den letzten Nächten etwas Seltsames bemerkt haben.«

»Willst du mich jetzt veralbern Junge?«, fragte Farnham und sein freundlicher Gesichtsausdruck wich einer Mischung aus Skepsis und aufkommender Wut. »Da draußen sind Schiffe und Fischerboote, sonst nichts. Und die meisten trauen sich bei dem Wetter nicht raus.«

»Nun ja, es hätte ja sein können, dass Ihnen etwas aufgefallen ist«, antwortete Justus enttäuscht.

Farnham lachte. »Vielleicht habt ihr ja das Geisterschiff von Duncan dem Finsteren gesehen, das sich in unheimlichen Nebelnächten hier draußen herumtreiben soll.«

Duncan, der Finstere

Justus wurde hellhörig. »Wie bitte?«

»Duncan, der Finstere«, lachte Farnham. »Hast du von der Geschichte etwa noch nie gehört? Ich dachte, sie sei in dieser Gegend bekannt. Na ja, kann auch sein, dass nur ich sie kenne. Habe mich mal eine Zeit lang mit Piratengeschichten und so 'nem Zeug beschäftigt. Durch einen Film, den ich vor etlichen Jahren mitproduziert habe, bin ich darauf gekommen. Kalifornien hat eine spannende Freibeuter-Vergangenheit.«

»Ich weiß«, antwortete Justus. »Man denke nur an den Roten Piraten William Evans.«

»Ah, ich sehe, du kennst dich aus.«

»Ein bisschen. Aber von einem Duncan habe ich noch nie gehört. Was hat es mit ihm auf sich?«

»Duncan lebte Anfang des 19. Jahrhunderts. Er war ein echter Pirat und überfiel die Handelsschiffe, die von der Ostküste nach Kalifornien kamen, um die damals hier ansässigen Mexikaner zu unterstützen. Obwohl zu dieser Zeit wegen der vielen Unabhängigkeitskriege oft auch Soldaten an Bord waren, hatten sie keine Chance gegen Duncan. Er war viel zu geschickt und sein Schiff, die ›Stormrider‹, viel zu schnell. Sie haben ihn nie zu fassen gekriegt. Aber Duncan hatte einen Rivalen, den Seeräuber Hawk, auch bekannt unter dem Namen ›der Tyrann‹. Die beiden führten jahrelang einen Kleinkrieg um ihr Revier jagten sich immer wieder gegenseitig ihre Beute ab und bekämpften sich bis aufs Messer. Eines Tages gelang es Duncan, ein reich beladenes Frachtschiff zu überfallen und einen gewaltigen Schatz zu erbeuten. Doch als er in seinen Unterschlupf zurückkehrte, wartete Hawk bereits auf ihn, um ihn endgültig zu vernichten. Es gab einen grausamen Kampf zwischen Duncans und Hawks Männern, bei dem viele ihr Leben verloren. Duncan selbst wurde der linke Arm abgehauen, doch mit letzter Kraft schlug er Hawk in die Flucht. Der

hatte allerdings den Schatz an sich genommen.«

»Ist Duncan gestorben?«

»Er schwebte wochenlang zwischen Leben und Tod, doch er hat seine schwere Verletzung überlebt. Und von da an gab es für ihn nur noch ein einziges Lebensziel: Rache. Er wollte Vergeltung für den Tod seiner Männer und den Verlust seines Armes. Er musste Hawk zur Strecke bringen und sich den Schatz zurückholen. Duncan setzte alles daran, Hawk zu kriegen. Er überfiel sein Piratennest, aber der Schatz war nicht mehr dort – Hawk hatte ihn versteckt. Eine wilde Hetzjagd begann, bis es schließlich zum entscheidenden Kampf kam.« Mr Farnham senkte die Stimme. »Es war in einer nebligen Nacht direkt hier vor der Küste von Malibu. Eine wilde Seeschlacht entbrannte. Duncans Schiff wurde schwer getroffen und begann zu sinken. In einem Akt der Verzweiflung steuerte er die ›Stormrider‹ direkt aufs Hawks Schiff zu und rammte es. Auf den Decks beider sinkenden Schiffe kämpften die Piraten gegeneinander bis zum letzten Mann.«

Justus hörte fasziniert zu. »Und wer gewann?«

»Da Duncan nur noch einen Arm hatte, war Hawk im Vorteil. Er verletzte seinen Todfeind bei einem Säbelduell tödlich und konnte in einem Rettungsboot entkommen. Jedoch nicht ohne vorher Duncans letzte Worte zu hören. Als er im Sterben lag, schwor Duncan Rache über seinen Tod hinaus: Er würde als Geist mit seinem Schiff zurückkehren und Hawk, dessen Nachfahren und alle, die ihm in die Quere kommen jagen und vernichten, bis er seinen Schatz zurückbekäme.«

Justus schluckte unwillkürlich. »Und was geschah mit Hawk?«

»Ironie des Schicksals: Er starb wenige Wochen später an den Pocken, die die Spanier eingeschleppt hatten. Das Geheimnis über das Versteck des Schatzes nahm er mit in den Tod.«

»Und was ist mit Duncans Versprechen?«

»Nun ja, seit dieser Zeit haben immer wieder Menschen behauptet in unheimlichen Nebelnächten die ›Stormrider‹ vor der Küste gesehen zu haben. Es heißt, der Geist von Duncan, dem Finsteren, warte darauf, einen Nachfahren Hawks in die Finger zu kriegen. In letzter Zeit haben wir ja viel Nebel.«

»Sie leben doch schon seit Jahren auf der Insel. Haben Sie das Geisterschiff schon einmal gesehen?«

Conrad Farnham schüttelte den Kopf. »Bisher noch nicht. Aber wer weiß – vielleicht seid ihr ihm ja gestern begegnet.«

Justus war mulmig zu Mute. Er wusste nicht, was er antworten sollte. Zum Glück erlöste Farnham ihn mit einem Augenzwinkern. »Ich wollte dir keine Angst machen, Junge.«

»Was würden Sie tun, wenn Sie das Schiff sähen?«

»Nun ja, ich würde wahrscheinlich sofort die Flucht ergreifen. Mit dem Finsteren war nicht zu spaßen.« Dann lachte er. »Aber schließlich ist das alles nur eine Legende, nicht wahr?«

Ein wenig verstört, aber mindestens ebenso gespannt kehrte Justus zum Festland zurück. Peter erwartete ihn bereits am vereinbarten Treffpunkt in der Nähe der Strandpromenade.

»Und?«, fragten beide gleichzeitig.

»Du zuerst«, forderte Justus.

Peter berichtete ihm von seinem Gespräch mit Deborah Snell. »Sie klang ganz vernünftig. Als ich ihr jedoch erzählte, dass wir in diesem Fall ermitteln, wurde sie ganz bleich und warnte mich. Ich solle die Finger davonlassen, mit Geistern sei nicht zu spaßen und wer weiß, was uns alles passieren könnte. Danach ist sie ziemlich schnell im Haus verschwunden.« Peter senkte die Stimme. »Um ehrlich zu sein: Ein bisschen Angst hat mir das schon gemacht. Sie hat ja Recht: Mit Geisterschiffen ist wirklich nicht zu spaßen. Das habt ihr beide schließlich am eigenen Leib erfahren. Wegen dieses verfluchten Schiffes wärt ihr fast gekentert. Hätte die Yacht euch erwischt, dann wäre es jetzt aus mit euch.«

Justus überlegte, wie er seinen Freund beruhigen konnte. Mr Farnhams Piratengeschichte trug sicher nicht dazu bei. Als hätte dieser Justus' Gedanken erraten, fragte er: »Wie lief es denn bei dir?«

»Ähem«, räusperte sich Justus. »Das erfährst du, wenn wir wieder in Rocky Beach sind. Bob wartet bestimmt schon in der Zentrale auf uns.«

Bob Andrews hängte gerade die letzten Abzüge zum Trocknen an die Leine, als er Justus und Peter nebenan hörte. Mit geübtem Blick kontrollierte er, ob das unbelichtete Fotopapier gut verstaubt war, dann trat er aus dem Labor.

»Da seid ihr ja! Und? Was habt ihr herausgefunden?«

»Das versuche ich auch schon die ganze Zeit aus Justus herauszuquetschen. Aber er schweigt mal wieder wie ein Grab, weil er unbedingt auf dich warten wollte.«

»Ich brauche Bobs Unterstützung«, verteidigte sich Justus. »Das, was ich euch zu erzählen habe, wird dich nämlich nicht begeistern, Peter. Ich kenne dich doch.«

»Oh, oh«, murmelte der Zweite Detektiv. »Ich ahne Böses.«

Sie setzten sich und Justus begann von seinem Besuch auf dem »Haken« zu berichten. Als er zu der Piratengeschichte kam, wurden Peter und Bob immer blasser. Bei Peter hatte er das erwartet; Bobs Reaktion wunderte ihn jedoch.

»Da stecken wir ja mal wieder mittendrin im Schlamassel«, stöhnte Peter, als Justus geendet hatte. »Einarmige Piraten und Geisterschiffe. Ganz wunderbar!«

»Und ein verschollener Schatz«, fügte Justus hinzu. »Reizt dich das denn gar nicht?«

»Nicht, wenn man bei der Jagd danach den einen oder anderen Arm verliert«, antwortete Peter düster.

»Alter Schwarzseher«, maulte Justus. »Was ist mit dir, Bob?«

»Ich ... ich bin nicht ganz sicher. Deine Geschichte hat mir

etwas Angst gemacht.«

»Das Gruselmärchen vom bösen Piraten Duncan, dem Finsteren?« Justus lachte spöttisch. »Ich bitte dich, Bob! Solche Legenden gibt es zu Dutzenden. Mir ist nicht bekannt, dass diese düsteren Prophezeiungen jemals eingetreten wären.«

»Dann ist das hier vielleicht die erste.«

»Wie kommst du darauf?«, fragte Peter ängstlich.

»Die Fotos. Ich habe sie entwickelt und die interessanten Stellen vergrößert. Wartet, ich hole sie, dann wisst ihr, was ich meine.« Bob ging ins Labor und kam mit den mittlerweile getrockneten Abzügen zurück.

Peter betrachtete sie interessiert. Aus dieser Nähe hatte er das Geisterschiff noch nicht gesehen. Obwohl es nur Fotos waren, wirkten sie so gespenstisch, dass ihm ein Schauer über den Rücken lief. Er war froh, nicht mit Justus und Bob im Boot gewesen zu sein.

»Hier!«, sagte Bob und legte ihnen eine Ausschnittvergrößerung vor. »Auf diesem Bild kann man das Skelett gut erkennen. Seht ihr es?«

»Was denn?«

»Der linke Arm!«

»Ich sehe keinen linken Arm«, erwiderte Peter.

»Eben. Weil es keinen gibt. Er fehlt.«

Der Zweite Detektiv hielt das Foto noch dichter vor die Nase. Auf den ersten Blick hatte es so ausgesehen, als läge der linke Arm im Schatten. Doch nun sah er es auch: Die Schulter endete im Leeren. Der Arm war nicht mehr da. Zum zweiten Mal packte ihn ein Schauer.

»Das war noch nicht alles«, kündigte Bob an und präsentierte ein weiteres Foto. Auf ihm war die Steuerbordseite des Schiffes zu erkennen, auf der ein leicht verblasster Name in verschnörkelten Buchstaben zu lesen war.

Nun keuchte selbst Justus erschrocken. »Unglaublich! Es ist die ›Stormrider!«

Die Geisterschiffmarkiermaschine

»Und was jetzt? Wir haben es hier mit dem Geist eines rache-durstigen Piraten zu tun, der – was sagte Mr Farnham doch gleich? – alle, die ihm in die Quere kommen, vernichten will«, fasste Peter zusammen. »Ich würde sagen, wir sind ihm letzte Nacht sogar reichlich in die Quere gekommen. Ich habe wenig Lust mich noch einmal mit ihm anzulegen.«

»Du? Du warst doch gar nicht dabei«, meinte Justus. »Außerdem ist das Schiff vor uns geflohen. Ich glaube kaum, dass es das nächste Mal angreifen wird. Wie auch?«

»Mit Kanonen!«, rief Peter. »Wenn so eine Kanonenkugel dein Boot trifft, siehst du aber alt aus.«

»Es ist doch bloß eine Geisterkanonenkugel, Peter«, zog Justus ihn auf. »Sie besteht nur aus sphärischer Astralsubstanz und kann dir nichts anhaben.«

»Woraus?«

Justus winkte ab. »Vergiss es. Ich will damit nur sagen, dass wir es hier bestimmt nicht mit einem Geist zu tun haben, sondern mit jemandem, der zu viele Piratenfilme gesehen hat. Jetzt müssen wir nur noch herausfinden, wer das ist und zu welchem Zweck er den ganzen Zauber veranstaltet.«

»Außerdem gibt es einen Schatz zu finden«, fügte Bob hinzu, der seine Angst schnell überwunden hatte.

»Vielleicht ist genau das der Punkt«, zweifelte Peter. »Es könnte doch sein, dass jemand uns glauben machen will, es gäbe einen Schatz, obwohl in Wirklichkeit gar keiner da ist.«

Bob schüttelte den Kopf. »Wäre Justus heute nicht zum ›Haken‹ gefahren, hätten wir nie von dem Schatz erfahren. Außerdem sind Kelly und du nur zufällig in die ganze Sache hineingeraten.«

»Richtig, Bob. Wer auch immer das Geisterschiffsehen sollte, wir waren bestimmt nicht gemeint.«

»Sondern?«, hakte Peter nach.

»Es gibt eigentlich nur zwei Möglichkeiten: Mr Qin und Deborah Snell. Sie sind die Einzigen, die die ›Stormrider‹ außer uns gesehen haben.«

»Und bei Mr Qin war es ein ebensolcher Zufall wie bei uns«, meinte Bob. »Bleibt also nur Miss Snell.«

»Die schon jetzt so in Panik ist, dass sie sich nicht mehr an den Strand traut«, verfolgte Justus den Gedanken weiter und knetete dabei eifrig seine Unterlippe. »Vielleicht möchte jemand sie vom Strand fern halten. Dummerweise hat er nicht mit uns gerechnet. Wir lassen uns nicht so einfach vertreiben. Heute Nacht müssen wir unbedingt herausfinden, wohin das Geisterschiff verschwindet.«

»Du willst wirklich noch mal hinterherfahren? Aber was machen wir, wenn es sich wieder in Luft auflöst?«

»Für diesen Fall habe ich mir schon etwas überlegt. Aber dazu muss ich noch eine Weile in der Werkstatt basteln. Ich schlage vor, wir treffen uns heute Abend wieder hier und fahren gemeinsam nach Malibu.«

»Basteln?«, fragte Peter. »Was hast du vor, Just?«

Der Erste Detektiv lächelte geheimnisvoll. »Lasst euch überraschen!«

Es war kurz nach Sonnenuntergang, als die drei Detektive am Strand eintrafen. Die Luft war klar, heute ließ der Nebel auf sich warten. Mr Qin war schon da und blickte immer wieder auf den Pazifik hinaus, während er unruhig auf und ab lief. Er schien sehr erleichtert, als er die drei ??? auf der Holzterrasse entdeckte.

»Ich dachte schon, ihr würdet nicht kommen. Ich habe heute extra früher Feierabend gemacht.«

»Tut uns Leid, dass es etwas länger gedauert hat, Mr Qin«, antwortete Peter. »Justus musste noch etwas basteln.«

»Etwas basteln?«

»Einen Apparat, um Geisterschiffe einzufangen«, erklärte

Bob. »Wir wissen auch nicht, worum es sich genau handelt. Justus ist nämlich ein furchtbarer Geheimniskrämer, müssen Sie wissen.« Grinsend wandte er sich an den Ersten Detektiv. »Aber vielleicht bist du jetzt endlich dazu bereit, uns aufzuklären.«

»Mit Vergnügen«, lächelte Justus, schnallte seinen Rucksack ab und öffnete ihn. »Tataaaa!« Triumphierend zog er ein gefährlich aussehendes, metallenes Etwas heraus. Es wirkte wie eine Mischung aus einem Wagenheber, einem Locher und einer Geflügelschere. Stolz präsentierte er es seinem neugierigen Publikum.

Peter war der Erste, der sich traute etwas zu sagen: »Äh ... schick, Justus, sehr schick. Nur ... was, um Himmels willen, ist das? Moderne Kunst?«

»Eine Armbrust. Oder meinetwegen auch eine Harpune. Ganz wie ihr wollt.«

»Eine was? Willst du jemanden umbringen?«

Justus schüttelte lächelnd den Kopf. »Mitnichten, Peter«, sagte er und verfiel sogleich in seinen oberlehrerhaften Ton, den er immer dann an den Tag legte, wenn er mit seinem Wissen glänzen wollte. »Dieses Gerät dient nicht dazu, jemanden zu verletzen, sondern wurde einzig und allein zu dem Zweck entwickelt ein verschwindendes Schiff zu markieren, um so seine Position bestimmen zu können, auch wenn es sich wieder in Luft auflösen sollte.« Der Erste Detektiv blickte in die ratlosen Gesichter seiner Freunde und fuhr fort: »Das Instrument wird mit Hilfe dieser Federkonstruktion gespannt.« Er führte es vor und nun sah es tatsächlich aus wie eine Armbrust. »Jetzt kann ich diesen kleinen Metallbolzen abfeuern.« Er legte einen länglichen, spitzen Gegenstand in die dafür vorgesehene Schiene. »Auf dem Schrottplatz habe ich eine Feder gefunden, die genug Spannung hat, um den Bolzen gut siebzig Meter weit schießen zu können. Bei fünfzig Metern hat er genug Durchschlagskraft, um sich in ein Stück Holz zu bohren.« Ohne

weitere Erklärungen wandte er sich um, zielte auf die Treppe und drückte ab. Sirrend schoss der Bolzen durch die Luft, schlug in das Geländer ein und blieb zitternd darin stecken.

»Das ist ja lebensgefährlich!«, keuchte Peter.

»Justus! Seit wann kannst du so gut schießen?«, rief Bob erstaunt.

»Ich stecke voller unentdeckter Talente«, erwiderte der Erste Detektiv selbstsicher. »Tatsächlich bestand der Hauptteil der Arbeit darin, das Gerät so genau wie möglich auszubalancieren, um eine zielsichere Flugbahn zu gewährleisten.«

»Ich begreife nicht ganz«, gestand Mr Qin. »Mit diesem Ding willst du das Geisterschiff aufhalten?«

»Nicht aufhalten. Ich will es markieren. Der Bolzen ist hohl. Man kann ihn aufschrauben. Im Inneren befindet sich ein Peilsender.« Er zog aus dem Rucksack einen weiteren Apparat und schaltete ihn ein. Ein gleichmäßiges Piepsen ertönte. »Hiermit kann ich die Entfernung des Senders bestimmen. Je leiser das Piepsen wird, desto weiter ist der Sender entfernt.«

Bob und Peter nickten wissend. Sie kannten das Gerät, da es ihnen in ihrer Detektivlaufbahn schon einige Male geholfen hatte. Justus demonstrierte es und ging mit dem Empfänger auf die Treppe zu. Je näher sie kamen, desto lauter wurde das Geräusch. Er zog den Bolzen mit dem versteckten Sender aus dem Holzgeländer und verstaute die Gerätschaften wieder in seinem Rucksack. »Wenn wir nahe genug an das Geisterschiff herankommen, werde ich es mit dem Sender markieren. So können wir es verfolgen, auch wenn es wieder verschwinden sollte. Sofern es heute überhaupt auftaucht.« Prüfend blickte er zum Ozean, über dem nur eine schwache Dunstglocke hing.

Kein Vergleich zu den Nebelschwaden der letzten Nächte.

Einige Schiffe waren unterwegs. Sie alle nutzten das gute Wetter für einen abendlichen Ausflug.

Während Bob und Peter ihm Anerkennung zollten, blieb Mr Qin skeptisch. »Aber wenn es sich doch auflöst! Wenn es

einfach verschwindet! Dann nützt ein Peilsender nichts.«

»Mr Qin, kein Schiff verschwindet einfach so. Ich weiß noch nicht, wie es funktioniert, aber es steckt garantiert ein Trick dahinter und kein Racheakt von Duncan, dem Finsternen.«

Schlagartig wurde Qin bleich. »Was hast du da gerade gesagt?«

»Duncan, der Finstere. Ach ja, davon haben wir Ihnen noch gar nichts erzählt. Wir sind einer Legende auf die Spur gekommen, die zumindest aus mythologischer Sicht das Auftauchen des Geisterschiffes erklärt.« Der Erste Detektiv berichtete ihrem Klienten, was sie am Nachmittag herausgefunden hatten. Qin nickte immer wieder, als sei ihm diese Geschichte bekannt. »Wissen Sie etwa mehr darüber?«

»Ich fürchte ... ja.«

Justus runzelte die Stirn. »Sie wissen von Duncan und Hawk? Von der ›Stormrider‹ und dem Schatz?«

Wieder nickte Qin.

»Warum haben Sie uns nichts davon erzählt?«

»Ich dachte, es sei nicht wichtig«, wich er aus und trat unruhig von einem Fuß auf den anderen.

»Mr Qin, Sie sind unser Auftraggeber. Sie sollten uns jede Kleinigkeit erzählen, auch wenn sie auf den ersten Blick nebensächlich erscheinen mag. Also: Was wissen Sie noch über diese Piratengeschichte?«

»Dass Duncan ein alter Säufer war, der jedes Schiff überfallen hat, das ihm in die Quere kam. Er war ein Schurke, der sich keinen Deut darum kümmerte, wer seine Opfer waren, solange er nur zu Geld und Schnaps kam.«

Die drei ??? blickten einander überrascht an. Noch nie hatten sie den sonst so zurückhaltenden Qin so enthusiastisch erlebt.

»Und?«, hakte Bob nach.

»Hawk war zwar auch ein Seeräuber, aber längst nicht so brutal wie Duncan. Außerdem war er der Erste, der vor Kaliforniens Küste kreuzte. Der Finstere kam später und versuchte

ihm das Revier streitig zu machen.«

»Nun ja, das ist wohl die Kehrseite der Geschichte, die Mr Farnham mir erzählte. Er stellte Hawk als den Bösewicht dar. Wie es sich wirklich abgespielt hat, werden wir wohl nie erfahren. Woher kennen Sie diese Legende so genau?«

»Mein Großvater hat sie mir oft erzählt.«

»Sagten Sie nicht, Ihr Großvater wäre mit Conrad Farnham sogar befreundet gewesen?«

Qin lachte. »Befreundet? Das habe ich bestimmt nicht gesagt. Sie haben sich gekannt. Farnham kam eine Zeit lang mindestens einmal pro Woche zu meinem Großvater und hat ihn belästigt. Ich weiß nicht, worum es ging, aber sie haben sich fortwährend gestritten, bis meinem Großvater schließlich der Kragen platzte und er drohte die Polizei einzuschalten, sollte Farnham noch ein einziges Mal sein Grundstück betreten. Danach herrschte Ruhe.«

»Interessant«, meinte Justus nachdenklich.

»Als Kind war ich oft bei meinem Großvater und habe seinen Geschichten zugehört. Er ist selbst zur See gefahren, wisst ihr. Und zu jeder Geschichte hatte er ein passendes Flaschenschiff, das er mir gezeigt hat.«

»Die Flaschenschiffsammlung!«, fiel Bob ein. »Wir haben den Nachlass Ihres Großvaters sortiert. Die Schiffe stehen jetzt in der Sammler-Ecke.«

Qin nickte. Es schien, als wollte er fortfahren, traute sich jedoch nicht. Schließlich stammelte er: »Da ist noch etwas. Wahrscheinlich ist es völlig bedeutungslos, aber ... aber du hast ja gesagt, dass es trotzdem wichtig sein kann, Justus.«

»Nämlich?«, fragte der Erste Detektiv neugierig.

»Hawk, der Tyrann, war ... er war einer meiner Vorfahren. Mein Ururururgroßvater.«

Neues von Tante Elenor

»Wie bitte?«

»Darauf war mein Großvater besonders stolz. Dass einer seiner Vorväter ein echter Pirat war. Meine Mutter hat das nie interessiert, daher hat er all seine Piratenmärchen an mich weitergegeben. Es war ihm immer sehr wichtig, dass ich die Familiengeschichte kenne und bewahre.« Er lächelte verlegen. Der Stolz seines Großvaters schien nicht auf ihn abgefärbt zu haben. Ihm war seine Herkunft offenbar unangenehm.

»Und das sagen Sie erst jetzt?«, fragte Justus fassungslos.

»Aber das ist doch nicht weiter wichtig«, behauptete Qin.

»Nicht wichtig? Glauben Sie denn, es sei Zufall, dass Sie, ein direkter Nachfahre von Hawk, dem Tyrannen, ausgerechnet derjenige sind, der über hundertfünfzig Jahre später das Geisterschiff seines Erzfeindes sieht?«

»Aber das ist doch gar nicht bewiesen!«, behauptete Mr Qin.

»Doch. Bob hat die Fotos vergrößert. Das Geisterschiff ist die ›Stormrider‹.«

»Die ›Stormrider‹!«, keuchte Qin erschrocken. »Duncans Schiff! Ich ... ich hatte gehofft, es sei ein dummer Zufall! Wisst ihr, als Kind hatte ich Angst vor diesen gruseligen Geschichten. Damals habe ich mir vorgestellt, was passieren würde, wenn Duncans Geist mich eines Tages heimsucht. Als ich dann vor zwei Tagen das Schiff sah, lief es mir kalt den Rücken herunter. Ich habe euch nichts von Hawk erzählt, da ich dachte, ihr würdet mich für verrückt halten.« Er lachte nervös. »Wer glaubt schon an Geisterschiffe?«

»Wir nicht«, sagte Justus überzeugt. »Deshalb wollen wir diesen Fall so schnell wie möglich lösen. Bitte, Mr Qin, erzählen Sie uns alles, woran Sie sich erinnern können. Hat Ihr Großvater noch etwas erwähnt? Oder hat sich vielleicht irgendjemand in Ihrer Familie mal die Mühe gemacht, all diese Geschichten niederzuschreiben? Gibt es alte Aufzeichnungen?

Wissen Sie etwas über Duncans Familie? Vielleicht ist es einer seiner Nachkommen, der in die Sache verwickelt ist.«

Qin schüttelte nachdenklich den Kopf. »Nichts dergleichen. Da ist höchstens diese Truhe.«

»Eine Schatztruhe?«, fragte Peter aufgeregt.

»Nein, nein. Nur alter Familienkrepel von meinem Großvater. Als er schwer krank war, sagte er mir, dass es ihm egal sei, was nach seinem Tod mit seinem Besitz passiert. Solange ich nur die Truhe behalte und an meine Kinder und Enkelkinder weitergebe.«

»Und? Was ist in der Truhe? Sie haben sie doch hoffentlich schon aufgemacht?«

»Das war gar nicht nötig. Ich kenne sie noch von früher. Da drin sind nur alte Papiere, Geburtsurkunden, alte Briefe, antike Seekarten und Tagebücher. Familienbesitz eben.«

»Haben Sie sich diese Dinge schon einmal genauer angesehen?«, wollte Bob wissen.

Qin schüttelte den Kopf. »Ehrlich gesagt, nicht.«

»Dürften wir vielleicht mal einen Blick in die Truhe werfen?«, fragte Justus. »Alte Urkunden, antike Karten – das klingt viel versprechend.«

»Na schön«, antwortete Qin unsicher. »Wenn ihr meint, dass es euch weiterbringt.«

»Das kann ich noch nicht sagen. Aber es hat noch nie geschadet, Informationen zusammenzutragen.«

»Wann wollt ihr euch die Sachen denn ansehen?«

Justus blickte aufs Meer hinaus. Noch immer kein Nebel. Und es sah auch nicht so aus, als würde heute Nacht noch welcher aufkommen. »Wie wäre es mit jetzt? Ich glaube nicht, dass wir das Geisterschiff heute noch zu Gesicht bekommen. Die Sicht ist viel zu klar.«

»Aber gerade dann müssten wir es doch gut sehen können«, widersprach Peter.

»Ohne Nebel wird es gar nicht erst auftauchen«, mutmaßte

Justus. »Seht doch, es sind viel zu viele Schiffe draußen. Ich denke, unser geisterhafter Käptn der ›Stormrider‹ traut sich nicht vor so vielen Zeugen vor der Küste zu kreuzen.«

»Wieso das?«

»Weil ich inzwischen fest davon überzeugt bin, dass dieser ganze Zauber ausschließlich für Sie veranstaltet wird, Mr Qin.«

Schlagartig wurde Qin bleich. »Für mich?«

»Und vielleicht auch für Deborah Snell. Da sie jedoch aus Angst nachts nicht mehr joggen geht und zu viele Schiffe draußen sind, wird das Geisterschiff sich nicht mehr blicken lassen. Jedenfalls nicht heute.«

»Schade«, murmelte Peter. »Dann kannst du deine Peilsenderarmbrust gar nicht ausprobieren. Aber mir soll es recht sein. Ich war ohnehin nicht scharf darauf, der ›Stormrider‹ noch einmal zu begegnen.«

»Gut, dann fahren wir zu mir«, beschloss Qin. »Ich bringe nur schnell das Boot zurück und hole meinen Wagen.« Er gab ihnen seine Adresse, stieg in den kleinen Kahn und fuhr davon, während die drei ??? den Strand hinauf bis zur Treppe gingen.

»Zu dumm, dass ausgerechnet heute das Wetter gut ist«, knurrte Justus.

»Vielleicht finden wir ja bei den Sachen in Urururgroßvater Qins Schatztruhe etwas«, versuchte Bob ihn zu trösten.

»Du hast ein Ur vergessen«, sagte Peter amüsiert.

Sie erreichten die Straße und wollten gerade in Peters Wagen steigen, als eine glockenhelle Stimme nach ihnen rief: »Juhuu! Kinder! Juhuu!«

Der Zweite Detektiv wandte sich um und verdrehte die Augen. »Ach du Schreck! Tante Elenor. Die hat uns gerade noch gefehlt. Los, wir tun so, als hätten wir sie nicht gesehen, und hauen einfach ab.«

»Zu spät«, sagte Justus und wies auf ein kleines, kläffendes Knäuel, das auf sie zu hopste.

»Muffins-Schätzchen! Bleib schön hier! Muffins!« Elenor

Madigan, heute in einem knallrosa Kostüm, lief dem Hund hinterher, bis sie die drei ??? erreicht hatte. »Justus, Peter und Rob! Das ist aber nett, dass ihr mich besuchen wollt«, strahlte sie, während Muffins an Bobs Hosenbein zerrte.

Peter riss voller Entsetzen die Augen auf. »Äh ... wir wollten eigentlich –«

»Zu dumm nur, dass ich ausgerechnet heute Abend keine Zeit habe. Ich treffe mich nämlich einmal in der Woche mit den Damen aus der Nachbarschaft zum Romméspielen. Vorher wollte ich mit Muffins noch eine kleine Runde drehen. Nicht wahr, mein süßes Schnupselbärchen?« Sie bückte sich und hob das Knäuel hoch, bevor es Bobs Hose ganz zerfetzen konnte. Augenblicklich begann das ›Jipp-jipp‹ von neuem.

»Ach, das macht gar nichts«, antwortete Peter schnell. »Wir ... wir waren nur gerade in der Gegend und dachten ...«

»Dass ihr mich mal wieder besucht. Wie reizend von euch! Aber ruft doch das nächste Mal vorher an! Nur bitte nicht zwischen zwei und vier Uhr nachmittags, da hält Muffins sein Mittagsschläfchen.«

»Machen wir.« Die drei ??? rangen sich ein Lächeln ab.

»Nun muss ich aber weiter, sonst komme ich noch zu spät zum Romméabend. Muffins soll noch sein Häufchen machen. Und das tut er nur da drüben in dem kleinen Wäldchen. Da ist er sehr wählerisch, nicht wahr, mein Liebchen?«

»Kein Problem«, sagte Bob schnell. »Einen schönen Abend!«

»Wiedersehen!«, flötete Elenor Madigan und ging weiter.

Peter atmete auf. »Das war Glück! Stellt euch vor, was passiert wäre, wenn sie heute nicht ihren Romméabend gehabt hätte!«

»Hach! Das hätte ich doch glatt vergessen!«, rief Miss Madigan und machte kehrt.

»Sie hat sich im Wochentag geirrt!«, raunte Peter.

»Ihr hattet euch doch nach Deborah Snell erkundigt, nicht

wahr? Ich habe in den letzten Tagen verstärkt auf sie geachtet. Es ist skandalös!«

»Was denn, Miss Madigan?«, fragte Justus interessiert.

»Ihr glaubt nicht, was ich beobachtet habe!« Sie beugte sich verschwörerisch vor und raunte: »Sie trifft sich doch tatsächlich heimlich mit ihrem zukünftigen Schwiegeronkel, diesem Mr Farnham, während ihr Freund tagsüber schläft.«

»Mr Farnham?«, rief Justus erstaunt. »Sie meinen Conrad Farnham, der dort draußen auf dem ›Haken‹ wohnt?«

»Ja, genau. Kennt ihr ihn etwa?«

»Flüchtig. Und er ist ihr ... äh ... Schwiegeronkel?«

»Ihr zukünftiger Schwiegeronkel!«, betonte sie. »Sein Neffe, der dort im Leuchtturm arbeitet, und diese Miss Snell führen ja eine wilde Ehe!«

»Der Leuchtturmwärter ist also Conrad Farnhams Neffe?«

»Ja. Jimmy Farnham.«

»Interessant. Näher kennen Sie ihn nicht?«

»Bedaure.«

»Und was ist mit seinem Onkel, Conrad Farnham?«

»Hach, dieser Filmfritze«, sagte sie leicht abfällig. »Man erzählt sich seltsame Dinge über ihn. Er scheint ein bisschen ... nun ja, ihr wisst schon ...« Wieder beugte sie sich vor.

»Nicht ganz richtig im Kopf zu sein. Spinnt herum mit seinen Seeräubergeschichten. Aber wen wundert es, wenn er jahrelang einsam und verlassen auf dieser mickrigen Insel lebt. Früher hieß es, er wolle dort ein Piratenmuseum errichten, aber daraus ist nie was geworden.« Sie seufzte schwer. »Na ja, Filmleute. Aber das kennt man ja aus Malibu. Wusstet ihr übrigens, dass ich seit neuestem die Nachbarin eines Fernsehstars bin?« Sie klatschte vor Begeisterung in die Hände, woraufhin Muffins sein Gebell fortsetzte. »Zwei Häuser weiter ist Dr. Brown eingezogen, ist das nicht aufregend?«

»Dr. Brown?«, wiederholte Bob verständnislos.

»Na ja, er heißt natürlich nicht wirklich Dr. Brown. Aber er

spielt ihn in dieser Krankenhausserie, die ich so gerne sehe. Manchmal begegne ich ihm, wenn er ins Filmstudio fährt. Ein sehr netter Mensch.«

»Tatsächlich.« Justus räusperte sich. »Nun ja, wir wollen Sie nicht weiter aufhalten, Miss Madigan. Ihre Rommédamen warten.«

»Hach ja, das hätte ich fast schon wieder vergessen!«, lachte sie und ließ Muffins wieder herunter. »Muffins-Schätzchen, lass schön Robs Hose in Ruhe!«

»Bob«, korrigierte Bob sie, obwohl er wusste, dass es keinen Zweck haben würde.

»Also dann, auf Wiedersehen, Kinder!« Sie trippelte davon und die drei ??? beeilten sich einzusteigen, bevor Tante Elenor es sich noch einmal anders überlegte.

»Ein interessantes Intermezzo«, fasste Justus auf dem Weg zu Mr Qin zusammen. »Unsere geheimnisvolle Joggerin ist also mit dem Neffen von Conrad Farnham liiert. Sie sieht ein Geisterschiff und ihr Schwiegeronkel in spe erzählt mir ein paar Tage darauf die gesamte Piratengeschichte rund um Duncan, den Finsteren, und Hawk, den Tyrannen. Und ihr Freund ist ausgerechnet Leuchtturmwärter und hat Nacht für Nacht einen ausgezeichneten Blick auf den Pazifik und alles, was sich dort rührt.«

»Dann war sie es, die uns letzte Nacht abgeschleppt hat!«, fiel es Bob ein. »Deborah Snell hätte uns fast gerammt.«

»Mir hat sie erzählt, sie wäre gestern den ganzen Abend zu Hause gewesen«, warf Peter ein. »Sie wird immer undurchsichtiger.«

»Das denke ich auch. Um diese höchst seltsamen Verbindungen zwischen ihr und den beiden Farnhams sollten wir uns gleich morgen kümmern. Doch jetzt bin ich erst mal gespannt auf Mr Qins geheimnisvolle Familienerbstücke.«

Das Tagebuch des Tyrannen

Auf dem Speicher roch es muffig. Die Hitze des Tages hatte sich unter dem Dach gestaut und noch nicht verflüchtigt. Ein paar verstaubte Möbel standen herum. Kartons, zwischen denen Spinnen ihr Netz gebaut hatten, stapelten sich in den Ecken. Hier oben gab es kein Licht, nur der Schein von drei Taschenlampen erhellte den Raum.

»Ich habe die Truhe erst mal hier abgestellt, bis ich Zeit finde, mich um ihren Inhalt zu kümmern«, erklärte Mr Qin, der die drei ??? auf den Dachboden seines kleinen Häuschens geführt hatte. »Dort steht sie.«

Die schmucklose Truhe war aus altem, verwittertem Holz gezimmert. Die Messingbeschläge waren im Laufe der Zeit stumpf geworden und auch sonst sah sie recht unscheinbar aus. Zumindest von außen keine klassische Schatztruhe.

»Seht euch ruhig alles genau an. Kann ich euch allein lassen?«

»Selbstverständlich, Mr Qin«, antwortete Justus und der Hausherr kletterte die schmale, wacklige Leiter hinunter. »Auf geht's, Kollegen!« Neugierig kniete sich der Erste Detektiv vor die Truhe und öffnete den knarrenden Deckel.

Der Geruch von altem Papier schlug ihnen entgegen. Das Licht der Taschenlampen fiel auf einen ungeordneten Haufen aus Büchern, Briefen und anderen Schriftstücken.

»Das sollen wir alles durchackern?«, stöhnte Peter. »Dafür brauchen wir ja Wochen! Meinst du, wir finden wirklich einen Hinweis auf den Schatz? Den müsste doch schon längst vor uns jemand gefunden haben.«

Bob nickte. »Peter hat Recht. Immerhin ist die Truhe schon seit sechs Generationen in Familienbesitz. Mr Qin hat sich zwar nie sonderlich dafür interessiert, aber wir sind bestimmt nicht die Ersten, die sich diesen Kram genauer anschauen.«

»Ich behaupte ja nicht, dass wir eine Schatzkarte finden.

Aber es kann nicht schaden, sich ein genaueres Bild von Hawk, dem Tyrannen, und seinen Nachfahren zu machen. Immerhin scheint sich alles um diese alte Familiengeschichte zu drehen.« Justus griff in die Truhe, zog wahllos einen Stapel Briefe heraus und blätterte ihn durch.

Nun machten sich auch Bob und Peter an die Arbeit. Bob faltete eine alte Seekarte auseinander, während Peter ein Logbuch aufschlug, dessen vergilbte Seiten jedoch so unleserlich beschrieben waren, dass er kaum ein Wort entziffern konnte.

Schon bald waren unzählige Schriftstücke auf dem Boden verstreut. Bob hatte Mr Qin um einige Kerzen gebeten, um die Batterien ihrer Taschenlampen zu schonen. Im flackernden Licht vertieften sich die drei ??? in die Unterlagen. Doch je mehr sie aus der Truhe hervorkramten, desto größer wurde die Enttäuschung: Dutzende von Geburts- und Heiratsurkunden, Stammbäumen und Gesellen- oder Meisterbriefen der letzten Generationen stapelten sich, doch all diese Informationen waren für sie vollkommen wertlos. Vom Piraten Hawk selbst schien sich gar nichts in der Truhe zu befinden.

Doch dann zog Justus ein zerfleddertes, ledergebundenes Buch hervor. Die Seiten waren ganz steif und knisterten, als er es aufschlug. Mit Feder und schwarzer Tinte war es etwa bis zur Mitte beschrieben worden – die übrigen Seiten waren leer. Es war ein Tagebuch, wie der Erste Detektiv mit raschem Blick feststellte. Er versuchte die Daten zu entziffern. »Ha!«, rief er so laut, dass seine Kollegen zusammenzuckten.

»Was ist los?«, fragte Peter sofort. »Hast du eine Schatzkarte entdeckt?«

»Nein. Aber wenn mich nicht alles täuscht, ist dies das Tagebuch von Hawk, dem Tyrannen, persönlich. Seht euch die Datierungen der Einträge an: Sie beginnen im Jahre 1835 und enden 1838 mit seinem Tod. Leider ist die Schrift so schnörkelig, dass ich sie kaum lesen kann. Im neunzehnten Jahrhundert hat man wirklich seltsam geschrieben. Einige Stellen sind

schon ganz verblichen. Aber trotzdem würde ich sagen: Dieses Buch ist ein Volltreffer, Kollegen!«

»Willst du das etwa ganz lesen?«, fragte Peter ungläubig.

»So viel ist das gar nicht. Wenn man sich erst mal an die Schrift gewöhnt hat, geht es bestimmt ganz schnell. Los, sehen wir mal, ob wir noch was finden!«

Sie durchsuchten auch den Rest der Truhe, entdeckten jedoch nichts Wichtiges mehr. Danach legten sie alle Papiere säuberlich zurück, schlossen den Deckel und kletterten vom Speicher herunter. Mr Qin erlaubte ihnen das Buch mitzunehmen, um es genauer zu prüfen. Die drei ??? versprachen ihm sich am nächsten Tag zu melden, wenn sie etwas herausgefunden haben sollten.

»Ich habe eine Aufgabe für euch«, kündigte Justus auf der Heimfahrt an. »Ihr werdet morgen versuchen mehr über Conrad Farnham herauszufinden. Am liebsten würde ich auch etwas über seinen Neffen und dessen undurchsichtige Freundin erfahren, doch da dürften die Chancen schlecht für uns stehen. Farnham aber war mal ein bekannter Filmproduzent. Vielleicht weiß dein Vater etwas über ihn, Peter, er arbeitet doch beim Film.«

»Und ich werde mich in der Bibliothek und im Zeitungsarchiv umsehen«, versprach Bob.

Der Erste Detektiv nickte. »Wenn ihr mich fragt, verbirgt das Trio Farnham-Snell-Farnham etwas, wovon wir noch keine Ahnung haben. Ich werde mich derweil um Hawks Tagebuch kümmern und versuchen es zu entziffern. Wäre doch gelacht, wenn ich ihm nicht ein paar Geheimnisse entlocken könnte. Ich bin sicher, dass wir dem Rätsel um das Geisterschiff schon dicht auf die Spur sind.«

Justus fand in dieser Nacht keinen Schlaf. Zwar hatte er sich vorgenommen das Buch erst am nächsten Tag nach der Schule aufzuschlagen, doch als er zu später Stunde im Bett lag, konnte

er nicht widerstehen. Er schaltete das Licht an, nahm das Tagebuch von Käpt'n Hawk zur Hand und schlug die ersten Seiten auf. Leider waren Peters Zweifel berechtigt gewesen: Es war nicht leicht, die alte Schrift zu entziffern. Die Bedeutung einiger Haken und Schnörkel ließen sich nur aus dem Zusammenhang herleiten. Als er nach zwanzig Minuten noch nicht einmal eine Seite geschafft hatte, beschloss Justus systematischer vorzugehen. Er holte sich etwas zu schreiben und legte ein Alphabet von Hawks Handschrift an, auf das er immer dann zurückgriff, wenn einige Buchstaben überhaupt keinen Sinn zu ergeben schienen. Hinzu kamen die altertümliche Ausdrucksweise, die zahllosen unterschiedlichen Schreibweisen und die Tintenkleckse oder ausgebleichten Stellen, die einige Passagen schlicht unleserlich machten.

Mühsam kämpfte er sich Satz für Satz vor. Doch die Tatsache, die über hundertfünfzig Jahre alte Niederschrift eines gefürchteten Piraten vor der Nase zu haben, fesselte ihn. Die Stunden verstrichen, ohne dass Justus es merkte. Nach und nach gewöhnte er sich an die Schrift und die geschraubten Formulierungen und sein Blick glitt immer schneller über die Zeilen. Er war fasziniert. Hawk, der Tyrann, von dem er sich zuvor kaum ein Bild machen konnte, wurde nach und nach von einer Sagengestalt zu einem echten Menschen.

Es waren die letzten paar Seiten des Tagebuchs, die Justus endgültig hellwach machten. Als er nach Stunden alles gelesen hatte, war an Schlaf nicht mehr zu denken. Der Erste Detektiv war viel zu aufgeregt. Verzweifelt warf er einen Blick auf seinen Wecker. In drei Stunden würde er klingeln und dann wartete die Schule auf Justus. Doch die Informationen, die er durch das Tagebuch bekommen hatte, entschädigten ihn für alles. Wenn er das morgen Bob und Peter erzählte!

Entdeckungen

Die Tür wurde aufgerissen und die beiden Detektive polterten so stürmisch in die Zentrale, dass die Gläser in dem kleinen Regal über der Spüle bedrohlich wackelten.

»He! Immer langsam! Wollt ihr den ganzen Wohnwagen auseinander nehmen?« Justus hatte es sich im Sessel bequem gemacht. Das Tagebuch lag auf seinem Schoß. Er hatte noch einmal darin gelesen, während er auf Peter und Bob wartete.

»Du glaubst nicht, was wir herausgefunden haben!«, platzte Peter heraus.

»Es ist wirklich unglaublich, Just. Dieser Mr Farnham hat dir höchstens die halbe Geschichte erzählt.«

»Wenn überhaupt! Auf jeden Fall hat er dir bei seiner Erzählung über den Piraten Duncan, den Finsteren, das Wichtigste verschwiegen.«

»Ich wäre euch dankbar, wenn ihr mir alles der Reihe nach erzählen würdet«, sagte Justus und gähnte.

»Nun tu nicht so gelangweilt«, beschwerte sich Peter. »Ich bin sicher, auch du wirst von den Neuigkeiten begeistert sein.«

»Ich gähne, weil ich letzte Nacht so gut wie nicht geschlafen habe«, verteidigte sich der Erste Detektiv. »Und was eure Neuigkeiten angeht: Ich möchte euch ja nicht enttäuschen, aber ich glaube, ich kenne sie schon.«

Bob runzelte die Stirn. »Unmöglich.«

»Darf ich raten? Ihr habt herausgefunden, dass einer der Schlupfwinkel von Duncan und seinen Piraten zufällig auf dem ›Haken‹ lag, der Insel, die heute Conrad Farnham bewohnt.«

Peter ließ enttäuscht die Schultern sinken. »Woher weißt du das?«

Justus tätschelte das Tagebuch. »Steht alles hier drin. Und noch einiges mehr. Hawk erwähnt öfter Duncans Versteck, das übrigens genial war. Zwar liegt die Insel recht nahe an der Küste, doch sie ist so gut wie uneinnehmbar. Die steilen Felsen

auf der einen und die versteckte Bucht auf der anderen Seite machen den ›Haken‹ zu einer natürlichen Festung. Da man die Bucht von keiner Stelle aus ganz überblicken kann, wusste man nie, wie viele Piraten sich gerade dort versteckt hielten. Daher wagte es auch niemand, die Insel anzugreifen.«

»Na schön«, lenkte Bob ein. »Aber das weißt du nicht: Es ist durchaus kein Zufall, dass Conrad Farnham nun dort lebt.«

»Nicht?«

»Nein. Wir waren erst in der Bibliothek, haben dort aber nicht allzu viel über ihn herausfinden können. Dann sind wir zu meinem Vater gefahren, haben im Archiv der ›Los Angeles Post‹ gesucht und einige Artikel über Farnham gefunden. Er war Filmproduzent.«

»Das wissen wir schon.«

»Sein letzter Film war ›Die Pirateninsel‹, für den er auch das Drehbuch geschrieben hat. Als die Dreharbeiten beendet waren, kündigte er an, er wolle sich nun aus dem Filmgeschäft zurückziehen. In einem Interview erklärte er, dass Hollywood ihn zu viel Kraft koste und er sich nun anderen Dingen widmen wolle. Die Recherchen für seinen Piratenfilm haben ihn so fasziniert, dass er sich verstärkt um diese Themen kümmern wollte. Da er im Laufe der Jahre durch das Filmemachen genug Geld gemacht hatte, konnte er es sich leisten, den ›Haken‹ zu kaufen und ein Haus darauf zu bauen. Tatsächlich wollte er dort ein Seeräubermuseum errichten, wie Tante Elenor bereits gesagt hat, aber daraus ist nie etwas geworden.«

»Nachdem diese Pläne begraben waren, wurde es ziemlich still um ihn«, fuhr Peter fort. »Alle paar Jahre gab es mal wieder einen Artikel über den früheren Top-Produzenten. Besonders interessant sind die aber nicht. Also sind wir schließlich noch zu meinem Vater gefahren und haben ihn ausgefragt. Er kennt Farnham nicht persönlich, hat aber einiges über ihn gehört. Er soll sich zu einem richtigen Piratenfanatiker entwickelt und eine riesige Bibliothek zu diesem Thema angelegt

haben. Er gestand sogar mal ein, dass er den ›Haken‹ hauptsächlich deshalb gekauft hatte, weil er dachte, er würde dort noch einen verschollenen Schatz von Duncan, dem Finsteren, finden.«

»Aber es gab natürlich keinen«, vermutete Justus.

»Richtig«, antwortete Bob. »Obwohl die Insel nach Duncans Tod gemieden wurde. Man sagte, sein Geist würde dort spuken. Das hatte er schließlich auch angekündigt, als er im Sterben lag. Aber mit der Zeit geriet diese Geschichte in Vergessenheit. Trotzdem hat sich auf dem ›Haken‹ selten jemand herumgetrieben. Warum auch? Da gibt es ja nichts.«

Der Zweite Detektiv nickte. »Vor ein paar Jahrzehnten wurde der kleine Leuchtturm gebaut und das war es. Bis schließlich Farnham kam.«

»Was sagst du dazu, Just?«

Der Erste Detektiv knetete seine Unterlippe. »Das passt alles zusammen«, murmelte er. »Hawk, Duncan, Farnham, Mr Qin, Deborah Snell, das Geisterschiff und der Schatz. Ja, das haut hin. So muss es sein.«

»Würdest du uns bitte in deine Geheimnisse einweihen?«, bat Peter. »Oder sind deine Gedankengänge zu kompliziert für uns?«

Justus übergang die Spitze. »Wenn Conrad Farnham sich zu einem solchen Seeräuberspezialisten entwickelt hat und scharf auf alte Piratenschätze ist, dann weiß er bestimmt auch von dem Schatz, den Hawk sich damals unter den Nagel gerissen hat. Und er ist schon seit Jahren auf der Suche danach.«

»Wie kommst du darauf?«

»Erinnert ihr euch, was Mr Qin uns über seinen Großvater und Mr Farnham erzählt hat? Er sagte, dass Farnham eine Zeit lang regelmäßig bei ihm auftauchte und die beiden sich gestritten hätten. Was meint ihr, worum es dabei ging?«

Peter zuckte die Schultern. »Keine Ahnung. Woher sollen wir das denn wissen?«

»Um den Schatz natürlich!«

»Du meinst, Mr Qins Großvater wusste, wo der Schatz versteckt ist?«

»Vielleicht wusste er es nicht direkt, aber Farnham vermutete einen Hinweis auf das Versteck in den Aufzeichnungen von Hawk dem Tyrannen, die sich seit Generationen im Familienbesitz der Qins befinden. Wahrscheinlich wollte er unter dem Deckmantel der Geschichtsforschung an diese Unterlagen herankommen, aber Qins Großvater hat ihn nicht gelassen. Vielleicht wusste er, worum es Farnham in Wirklichkeit ging, vielleicht war er auch einfach nur stur. Fest steht jedenfalls, dass Farnham dieses Buch niemals in die Finger bekommen hat.« Justus wedelte mit dem Tagebuch.

»Und was hat das Geisterschiff damit zu tun? Und Deborah Snell?«

»Qin ließ einmal anklingen, dass sein Großvater ein sehr abergläubischer Mensch gewesen sei. Das wusste wahrscheinlich auch Conrad Farnham. Also sah er seine einzige Chance darin, den alten Qin durch die Legende vom Geisterschiff dazu zu bringen, die Truhe herauszurücken.«

»Du meinst, das Geisterschiff ist nicht echt? Farnham hat es gebaut, um Mr Qins Großvater einen Schrecken einzujagen?«

»Ihm beziehungsweise seinem Enkel.«

»Ein bisschen viel Aufwand, meinst du nicht?«, zweifelte Bob.

»Na ja, schon«, gab Justus zu.

»Und was ist mit Deborah Snell?«, wollte Peter wissen. »Wie passt sie in die ganze Geschichte?«

»Sie ist die Freundin von Conrad Farnhams Neffen, dem Leuchtturmwärter«, erinnerte Justus. »Sie war der Lockvogel. Irgendjemand musste Mr Qin schließlich auf das Geisterschiff aufmerksam machen. Qin fährt jeden Abend etwa um die gleiche Zeit von der Arbeit nach Hause. Immer die Küstenstraße entlang. Also hatte sie die Aufgabe mitten in der Nacht vor

seinen Wagen zu springen und etwas von einem Geisterschiff zu faseln, damit er mitkommt und es mit eigenen Augen sieht.«

»Moment mal! Und was ist mit Peter und Kelly?«, fragte Bob. »Wenn du mit deiner Theorie Recht hast, hätte unsere Joggerin wohl kaum die beiden angehalten.«

Der Erste Detektiv verzog das Gesicht. »Eine Art Testphase vielleicht? Oder ein Versehen?«

»Deine Kombinationsgabe in allen Ehren, aber die Geschichte ist in drei Punkten sehr wacklig«, beharrte Bob.

»Erstens glaube ich kaum, dass jemand ein altes Piratenschiff nachbaut, nur um an ein Tagebuch zu kommen. Zweitens müssen Farnham und Deborah ganz schön dämlich sein, um aus Versehen die falschen Leute auf der Straße anzuhalten. Drittens wäre damit immer noch nicht geklärt, wie sich dieses Riesenschiff ohne Segel bewegen und dann auch noch einfach in Luft auflösen kann. Du hast es selbst gesehen. Das kann kein Trick gewesen sein!«

Justus seufzte. Bob hatte nicht ganz Unrecht. Aber das gab er natürlich nicht gern zu. »Na schön«, erwiderte er. »Überprüfen wir unsere Theorie. Wenn die ›Stormrider‹ wirklich zu Farnham gehört, dann liegt sie garantiert in der versteckten Bucht seiner Insel. Statten wir dem ›Haken‹ also alle gemeinsam einen Besuch ab.«

»Farnham wird uns sofort entdecken und verjagen«, warf Peter ein.

»Er muss uns ja nicht sehen. Wenn wir heute Nacht hinfahren, haben wir die Dunkelheit auf unserer Seite.«

»Und ... und wenn wir dem Geisterschiff begegnen?«

»Umso besser. Dann lüften wir vielleicht auch gleich noch sein Geheimnis.«

Peter seufzte und ließ sich in seinem Stuhl zurückfallen. »Meine Güte! Mein Kopf schwirrt schon vor lauter Infos. Ich kann das gar nicht so schnell verarbeiten.«

»Solltest du aber. Denn das Beste kommt noch«, versprach

Justus und grinste breit. »Ich habe euch schließlich noch nicht erzählt, was ich herausgefunden habe.«

»Und das wäre?«

»Das Tagebuch war sehr aufschlussreich. Ich habe fast die ganze Nacht darin gelesen.«

»Daher die Müdigkeit. Und? Was steht nun so Aufregendes drin?«

»Eine Menge«, antwortete Justus ausweichend. »Hawk war ein Schurke, genau wie Duncan. Wenn man sich so durchliest, was die beiden teilweise für Gemetzel auf hoher See veranstaltet haben, wird einem ganz anders. Barbarisch! Trotz allem war Hawk eine bemerkenswerte Persönlichkeit. Beispielsweise besaß er eine Art Trophäe von jedem Schiff, das er geentert hat.«

»Den Skalp des Käptns?«, fragte Bob belustigt.

»Nein. Er hat die Schiffe als Modelle nachgebaut. Flaschenschiffe. Hawk liebte nämlich Schiffe und es tat ihm um jedes Leid, das er versenken musste.«

»Klar. Deshalb ist er auch Pirat geworden«, witzelte Peter. »Ganz schön bescheuert.«

»Hey, das müssen die Flaschenschiffe sein, die wir im Nachlass von Qins Großvater gefunden haben. Das sollten wir deiner Tante Mathilda erzählen. Wenn sie spitzkriegt, dass die Dinger schon so alt sind, verdreifacht sich bestimmt der Preis. Hast du noch was herausgefunden oder war das schon alles?«

»Nein. Es kommt noch besser.« Sein Grinsen wurde breiter.

Bob verdrehte die Augen. »Nun sag schon, Justus!«

Der Erste Detektiv genoss seine Überlegenheit. Langsam lehnte er sich zurück, schlug umständlich die Beine übereinander, streichelte liebevoll das Tagebuch und sagte schließlich: »Ich weiß, wo der Schatz ist.«

Duncans Geist greift an!

»Was?« Peter saß kerzengerade auf seinem Stuhl. »Und das sagst du erst jetzt? Spinnst du? Wo? Wo ist er?«

»Na schön«, lenkte Justus ein. »Ich weiß es nicht wirklich. Aber ich habe ein paar konkrete Hinweise.«

»Nun red schon!«, forderte Bob.

»Ich erzähle euch die ganze Geschichte«, schlug Justus vor. »Hawk hatte mitbekommen, dass Duncan ein Schiff geentert hatte, das die Mexikaner hier in Kalifornien unterstützen sollte. Aber offenbar waren an Bord nicht nur Lebensmittel und Luxusgüter, sondern auch eine sehr wertvolle Fracht, auf die Duncan scharf war. Der Kampf gegen die Schiffsbesatzung war sehr blutig und hat auch Duncan einige Opfer gekostet, es muss sich also gelohnt haben.«

»Bestimmt kistenweise Gold«, meinte Peter mit glänzenden Augen.

»Was es genau war, wird leider an keiner Stelle erwähnt. Aber der Schatz muss ziemlich groß gewesen sein, so viel steht fest. Dann gab es den Kampf zwischen Hawk und Duncan, bei dem Hawk sich den Schatz unter den Nagel riss, die Geschichte kennen wir ja schon. Und jetzt wird es interessant.« Der Erste Detektiv schlug das Tagebuch auf, blätterte herum und las vor: »Duncan war schon immer mein Todfeind, aber ich fürchte, nun wird er wirklich gefährlich. Ich nahm ihm das Wertvollste, was er in all den Jahren erbeutet hat. Aber er wird den Schatz nie zurückerobern, habe ich ihn doch an einem Ort versteckt, an dem er niemals suchen wird. Direkt unter seinem Hintern. An Bord der ›Stormrider‹.«

»Auf dem Schiff seines Erzfeindes?«, rief Bob ungläubig. »Zeig mal!« Er nahm ihm das Buch aus der Hand. »Das kann man ja kaum lesen. Alles voller Flecken.«

»Ich weiß, diese Seite ist ziemlich ruiniert. Und ausgerechnet an der entscheidenden Stelle ist die Tinte verwischt. Aber das

Wichtigste ist noch zu lesen.« Justus tippte auf die verschmierte Seite. »Hier steht es: Direkt unter seinem Hintern. An Bord der ›Stormrider‹.«

»Unfassbar«, meinte Peter. »Wie hat er das denn gemacht? Ich stelle es mir nicht so einfach vor, auf das Schiff seines ärgsten Feindes zu kommen und dann dort etwas zu verstecken. Und warum überhaupt? Wozu soll das gut gewesen sein? Dann konnte er mit dem Schatz gar nichts anfangen!«

»Das sind in der Tat zwei Rätsel, die es noch zu lösen gilt«, gab Justus zu.

»Aber dann ist der Schatz ja verloren!«, rief Bob. »Die ›Stormrider‹ ist bei der alles entscheidenden Schlacht gesunken! Jetzt liegt der Schatz also irgendwo auf dem Meeresgrund. Schon seit fast zweihundert Jahren. Es dürfte so gut wie unmöglich sein, die Stelle, an der die beiden Schiffe gesunken sind, heute noch ausfindig zu machen.«

»Gar nicht unmöglich«, behauptete Justus. »Hawk hat nämlich eine Schatzkarte hinterlassen.«

»Eine Schatzkarte?«, echote Bob. »Wie soll das denn funktionieren? Er ist bei diesem Kampf doch selbst nur knapp mit dem Leben davongekommen. Wenn die Geschichte stimmt, konnte er mit einem Rettungsboot an Land paddeln. Ich glaube kaum, dass er unter diesen Umständen seine Position genau bestimmt hat.«

»Wohl doch. Es muss eine sehr markante Stelle gewesen sein, denn Hawk behauptet, es sei ein Kinderspiel, den Schatz zu bergen, wenn man die Karte erst mal gefunden hat. Die hat er nämlich versteckt, als er sich mit den Pocken infizierte und wusste, dass er bald sterben würde. Er wollte nicht, dass die Karte seinen Gegnern in die Hände fällt.«

»Versteckt. Auch das noch«, stöhnte Peter. »Erst verfrachtet er den Schatz auf das Schiff seines Erzfeindes, dann lässt er die Karte verschwinden.«

»Für seine Familie – er hatte einen Sohn und eine Tochter –

sollte es angeblich kein Problem sein, die Karte zu finden. Behauptet er jedenfalls in seinem Tagebuch.«

»Gefunden haben sie ihn trotzdem nicht. Wie sollen wir dann dazu in der Lage sein?«

»Wir müssen noch einmal mit Mr Qin reden. Vielleicht weiß er noch ein paar Details über seinen Ururururgroßvater, die er uns nicht erzählt hat«, meinte Justus.

Plötzlich schlug Bob mit der flachen Hand auf den Schreibtisch. Seine Freunde zuckten zusammen. »Ich hab's! Die Truhe!«

»Was ist mit der Truhe?«

»Die Truhe befindet sich seit Generationen im Familienbesitz. Da muss die Karte versteckt sein!«

»Aber wir haben sie doch durchsucht«, widersprach Peter.

»Durchsucht schon. Aber nicht untersucht. Würdest du eine wertvolle Schatzkarte einfach in eine Truhe legen? Nein.«

»Ich würde ein Geheimfach bauen!«, rief der dritte Detektiv begeistert. »Genau! Das ist es!«

»Großartig, Bob!«, lobte Justus. »Darauf hätte ich aber auch selbst kommen können.« Er sah auf die Uhr. »Am besten fahren wir gleich zu Mr Qin, bevor er ins Restaurant muss. Wir werden diese Truhe auseinander nehmen, Kollegen!«

Mr Qin war überrascht die drei ??? schon am Nachmittag wieder zu sehen. Sie erzählten ihm, was sie herausgefunden hatten, angefangen von den Vermutungen über Conrad Farnham und Deborah Snell bis hin zu dem, was Justus in dem Tagebuch entziffert hatte.

»Erstaunlich«, gab Qin zu. »Ganz erstaunlich. Aber glaubt ihr wirklich, dass in all den Jahrzehnten nie jemand die Schatzkarte gefunden hat?«

»Es hat wahrscheinlich nie jemand nach einem Geheimfach gesucht«, antwortete Justus.

»Wäre es nicht besser, die Polizei zu verständigen, bevor ihr

auf eigene Faust Jagd auf den Schatz macht? Jetzt wissen wir ja, dass Mr Farnham hinter all dem steckt.«

»Es ist zu früh für die Polizei. Wir haben keine Beweise. Die Sache mit Farnham und Miss Snell ist bisher nur eine Theorie. Außerdem haben sie sich nichts zu Schulden kommen lassen. Nachts mit einem Segelschiff zu fahren ist schließlich kein Verbrechen.«

Mr Qin schien nicht überzeugt zu sein. Doch inzwischen hatte er wahrscheinlich eingesehen, dass man die drei ??? nicht stoppen konnte, wenn sie erst einmal in Fahrt gekommen waren. Resigniert zuckte er die Schultern. »Wie du meinst, Justus. Ich muss jetzt ins Restaurant. Aber ihr kennt euch ja aus. Seht euch die Truhe nur an, wenn ihr mir verspricht sie nicht kaputtzumachen.«

»Selbstverständlich.«

»Also schön. Bis später!« Er hatte die Haustür noch nicht ganz hinter sich zugezogen, da stürzten sie schon zur Leiter, die auf den Dachboden führte. Die Kerzen standen noch da. Bob zündete sie an. In ihrem warmen Licht stand die Truhe verheißungsvoll vor ihnen.

»Da wären wir also. An die Arbeit!«, forderte Justus. Gemeinsam klopfen sie das Holz nach einem Hohlraum ab.

»Nichts zu hören«, stellte Peter fest. »Los, wir leeren sie erst mal aus. Vielleicht hat sie einen doppelten Boden. So würde ich das nämlich machen.« In Windeseile hatten sie die Papiere rausgeräumt.

Justus griff hinein und tastete über den Boden, klopfte ihn ab und leuchtete mit der Taschenlampe jede Ritze aus. »Fehlanzeige«, murmelte er enttäuscht. »Da ist nichts.«

»Was ist mit dem Deckel?«, schlug Bob vor. Doch weder die Untersuchung des Deckels noch der Scharniere, der messingbeschlagenen Ecken oder des Schlosses brachte ein Ergebnis. Sie stellten die Truhe auf die Seite, auf den Kopf, schüttelten sie und untersuchten die Holzbohlen nach eingeritzten Buch-

staben oder Zeichen. Nichts.

»Das gibt es doch nicht!«, fluchte Bob. »Ich war so sicher, dass wir hier fündig werden würden.«

»Der Gedanke war nicht schlecht«, stimmte Justus ihm zu.

»Hawk hat die Schatzkarte bestimmt in irgendeiner Felsspalte versteckt«, meinte Peter frustriert. »Und dort ist sie in den letzten hundert Jahren vergammelt. Der Schatz ist auf ewig verschollen.«

»Willst du so schnell aufgeben?«, fragte Justus vorwurfsvoll. »Es wird doch gerade erst richtig spannend!«

»Schon. Aber wie sollen wir –«

»Schhh!«, unterbrach ihn Bob. »Habt ihr das gehört?«

»Was denn?«

»Da war etwas unten im Haus. Klang wie eine Tür.«

»Vielleicht hat Mr Qin etwas vergessen«, flüsterte Peter unwillkürlich.

»Wir sehen mal nach!« Justus bedeutete seinen Freunden ihm zu folgen und stieg vorsichtig die Holzleiter hinunter. Die Sprossen knarrten verdächtig. Das Untersuchen der Truhe hatte länger gedauert, als er vermutet hatte – draußen war es schon dunkel geworden.

Das Knarren des Parketts im Wohnzimmer ließ Justus aufhorchen. »Da ist jemand! Und es ist sicher nicht Mr Qin, der hätte das Licht eingeschaltet. Kommt mit!«

Sie schlichen durch das Haus. Die Tür zum Wohnzimmer stand offen. Justus warf einen Blick hinein. Alles dunkel. Kein Laut war zu hören. Vorsichtig betrat er den Raum. Es gab eine Hintertür, die auf die Terrasse führte. Der Vorhang bauschte sich leicht. Sie stand ein Stück offen. Jemand war ins Haus eingedrungen! Der Erste Detektiv machte seine Kollegen durch Handzeichen darauf aufmerksam.

Peter lief es kalt den Rücken hinunter. Sie waren nicht mehr allein. Was sollten sie jetzt tun?

»Wir durchsuchen jeden einzelnen Raum!«, raunte Justus so

leise wie möglich und verließ das Wohnzimmer. Sie schlichen in die Küche. Auch hier war es stockfinster, doch niemand versteckte sich hinter der Tür oder unter dem Tisch. Auch das Badezimmer war leer. Dann standen sie vor Mr Qins Schlafzimmer. Justus drückte vorsichtig die Klinke herunter, doch bevor er die Tür öffnen konnte, wurde sie ihm von innen aus der Hand gerissen. Erschrocken taumelten die drei Detektive ein paar Schritte zurück. Ein weißes Etwas sprang ihnen entgegen. Ein Skelett! Es hatte nur einen Arm, doch mit dem schwang es einen rostigen Säbel. Ein grässliches Lachen erklang, als der Kiefer des bleichen Schädels herunterklappte. Peter stieß einen Schrei aus und wich zurück, als das Gerippe auf ihn zuwankte. Es hob seinen Säbel und ließ ihn herabsausen. Der Zweite Detektiv duckte sich im letzten Moment und die schartige Klinge traf den Türrahmen. Dann sprang das Skelett lachend über ihn hinweg und verschwand durch den Flur im Wohnzimmer.

Für einen Moment waren die drei ??? starr vor Schreck. Dann rief Justus: »Hinterher! Es entkommt!« Doch weder Bob noch Peter rührten sich. »Los doch, wir dürfen es nicht entweichen lassen!« Keine Reaktion. Kurzerhand nahm Justus allein die Verfolgung auf. Doch es war schon zu spät. Das Wohnzimmer war leer. Er lief auf die Terrasse hinaus und blickte sich um. Kein Schatten, der davonhuschte. Keine Schritte, die sich entfernten. Die unheimliche Gestalt war verschwunden. Enttäuscht trottete er zurück ins Haus.

Peter und Bob erwarteten ihn. »Und?«

»Weg.«

»Das ... das war Duncans Geist, nicht wahr?«, stotterte Peter ängstlich. »Wie war das doch gleich? Er wird jeden vernichten, der ihm auf der Suche nach dem Schatz in die Quere kommt. Ich will nach Hause!«

»Blödsinn. Das war natürlich nicht Duncans Geist«, behauptete Justus. »Sondern ein schwarzes Kostüm mit aufgemalten

Knochen und einer Totenkopfmaske.«

»Mir egal. Ich will trotzdem nach Hause. Mir ist jede Lust aufs Schatzsuchen vergangen.«

»Wieso denn? Wir haben doch noch gar nichts –«

»Wieso? Weil mir dieses Skelett eben fast den Kopf abgeschlagen hätte, darum!«, fauchte Peter ihn an.

»Heißt das, du kommst nicht mehr mit zur Insel? Wir wollten doch nachsehen, ob das Geisterschiff dort versteckt liegt.«

»Soll das ein Scherz sein? Du hattest das vor, nicht wir! Mir reicht's für heute! Ende.« Zornig verschränkte Peter die Arme vor der Brust.

»Ich finde auch, wir sollten es für heute lassen, Justus«, sagte Bob versöhnlich.

»Aber das war doch nur ein Mensch in einem Kostüm«, beharrte Justus. »Zugegeben, es war ein gutes Kostüm, aber ihr glaubt doch nicht im Ernst, dass hier gerade ein leibhaftiges Skelett durchs Haus gesprungen ist.«

»Ganz egal, was wir glauben. Das Ding hat mich attackiert. Das reicht mir als Grund.«

»Na schön«, brummte Justus. »Fahren wir nach Hause.«

Die Suche nach der Schatzkarte

»Die Karte ...«, murmelte Justus, als sie gemeinsam in der Zentrale saßen. Peter wollte eigentlich sofort nach Hause fahren, doch es war dem Ersten Detektiv gelungen, ihn zum Bleiben zu überreden. »Wo hat Hawk sie damals versteckt?«

»Das finden wir nie heraus«, war Peter überzeugt. »Wenn sie nicht in der Truhe ist, kann sie überall sein. In einer Felsspalte irgendwo am Strand oder so. Da können wir lange suchen.«

Justus schüttelte den Kopf. »Glaube ich nicht. Er hat sie bestimmt irgendwo bei seinem persönlichen Besitz gehabt.«

»Aber alles, was davon übrig geblieben ist, war in der Truhe«, meinte Bob. »Der Rest ist im Laufe der Jahrzehnte verloren gegangen.«

»Vielleicht nicht. Vielleicht gibt es noch etwas, wovon Mr Qin uns nichts erzählt hat. Er ist ja nicht gerade der Hellste und es wäre nicht das erste Mal, dass er versäumt uns wichtige Informationen zu geben.«

»Soweit ich das verstanden habe, hat er den ganzen Krempel seines Großvaters an Onkel Titus verkauft«, überlegte Peter. »Er hat nur die Truhe behalten. Ihr habt das Zeug sortiert – war etwa eine Schatzkarte dabei?«

Bob schüttelte den Kopf. »Nur der übliche Kram – Bücher, Möbel, altes Geschirr ... aber nichts davon war älter als fünfzig Jahre.« Er ging in Gedanken noch einmal alles durch, was sie vor einigen Tagen für Tante Mathilda ausgepackt und sortiert hatten. War vielleicht in den Büchern etwas versteckt gewesen? Bob grinste. »Vielleicht gab es in einer der Hutschachteln einen doppelten Boden. Aber die sind leider schon verkauft.«

»Moment mal!«, rief Justus. Wie von der Tarantel gestochen sprang er auf. »Die Schiffe!«

»Die Schiffe?«, wiederholte Peter. »Was für Schiffe?«

»Die Flaschenschiffe!«

»Natürlich! Das war eine ganze Sammlung! Und Hawk

schreibt in seinem Tagebuch –«

»Dass er die Schiffe seiner Feinde nachgebaut hat«, brachte Justus den Satz zu Ende. »Wisst ihr noch, was er zum Versteck des Schatzes sagte? Er habe ihn auf der ›Stormrider‹ deponiert! Damit meinte er nicht die echte ›Stormrider‹, sondern das Modell!«

»Aber das ist doch viel zu klein für den Schatz«, widersprach Peter.

»Für den Schatz schon, aber nicht für die Karte! In dem Tagebuch waren Flecken. Es war nicht alles zu entziffern. Wir haben die leserlichen Stellen falsch interpretiert! Es ging nicht um das Versteck des Schatzes, sondern um das Versteck der Karte!«

»Genial!«, rief Peter. »Natürlich! So eine Karte hat genug Platz in einer Flasche.« Er sprang auf. Seine schlechte Laune war vergessen. »Worauf warten wir noch?«

Sie stürmten aus der Zentrale auf den Schrottplatz. Die gesamte Ware – abgesehen von der ganz wertvollen oder wetterempfindlichen – stand unter kleinen Regenschutzdächern überall auf dem Gelände verstreut. »Da vorn haben wir die Flaschenschiffe aufgebaut«, sagte Bob und lief zu einem kleinen Dach, unter dem zwei große Regale voller Nippes standen. Da es bereits dunkel war, leuchteten sie mit einer Taschenlampe die Modelle ab. Es waren fast zwei Dutzend. Allesamt Opfer von Hawk, dem Tyrannen.

Plötzlich hörten sie eine Tür und das große Licht vor dem Haus ging an. Tante Mathilda stand auf der Veranda und brüllte: »He! Verschwindet! Ich hole die ... Ach, ihr seid es! Was treibt ihr denn da im Dunkeln?«

»Keine Sorge, Tante Mathilda«, beruhigte Justus sie. »Wir suchen nur etwas.«

»Ihr sucht etwas? Um diese Zeit? Mit Taschenlampen?«

»Ja. Es wird nicht lange dauern.«

»Macht bloß nichts kaputt!«, warnte sie. »Die Flaschenschif-

fe da sind sehr zerbrechlich. Und sie verkaufen sich gut, drei Stück bin ich schon losgeworden!«

»Oh, nein!«, raunte Peter. »Hoffentlich war nicht die ›Stormrider‹ dabei!«

»Wie bitte?«

»Schon gut, Tante Mathilda«, rief Justus hinüber. »Wir passen auf. Gute Nacht!«

Kopfschüttelnd kehrte sie ins Haus zurück.

»Also, irgendwie sehen die Schiffe alle gleich aus«, meinte Bob, während er die Flaschen betrachtete. »Wir müssen uns die Namen ansehen. Hier, sie sind in winzigen Buchstaben auf den Rumpf geschrieben.«

Sie nahmen jedes Schiff einzeln aus dem Regal und untersuchten es. »›Enterprise‹ ... ›Voyager‹ ... ›Defiant‹«, las Peter vor. »Schiffe haben schon seltsame Namen.«

Mit jedem Flaschenschiff, das sie zurückstellten, schwand ihre Hoffnung die ›Stormrider‹ zu finden. Vielleicht hatte Justus sich getäuscht und sie hatte sich nie in der Sammlung befunden. Oder sie war tatsächlich schon verkauft worden.

Doch dann stieß Bob einen Freudenschrei aus: »Ha! Hier ist sie! Die ›Stormrider‹!«

»Zeig mal!«, forderte Justus und betrachtete das Modell genau. Das Meer war aus einer Art Knetmasse nachgebildet. Die Masten des Schiffes sahen aus wie lange Zahnstocher, die Segel bestanden aus dünnem Leinen. Selbst die Totenkopfflagge fehlte nicht. In diesem Maßstab war sie jedoch nicht einmal halb so groß wie eine Briefmarke. »Komisch. Sie sieht irgendwie ganz anders aus als das Geisterschiff.«

»Ja«, meinte Peter. »Sie ist etwa siebentausendmal kleiner.«

Justus bedachte ihn mit einem vorwurfsvollen Blick. »Ich meine etwas anderes. Kommt, wir vergleichen das Modell mit den Fotos, die du gemacht hast, Bob.«

Sie kehrten zurück in die Zentrale. Der Erste Detektiv behielt Recht: »Seht mal, beim Modellschiff läuft das Heck spitz zu.

Beim Geisterschiff war es flach.«

»Stimmt. Was bedeutet das?«

»Dass sich jemand beim Nachbau des großen oder des kleinen Modells nicht sehr viel Mühe gegeben hat. Ich wage zu behaupten, dass Hawk der Umsichtigere war, wenn es um Schiffe ging. Conrad Farnham war es, der bei seinem Geisterschiff geschlampt hat. Aber egal, mit etwas Glück finden wir in dieser Flasche des Rätsels Lösung.«

»Tja, nur wie kriegen wir das Schiff da raus?«, fragte Peter.
»Wie ist es überhaupt reingekommen?«

»Flaschenschiffe werden so gebaut, dass die Masten samt Segel flach am Rumpf anliegen«, erklärte Bob. »So kann man es durch den dünnen Flaschenhals schieben. Danach werden die Masten mit einem Faden aufgerichtet.«

»Richtig, Bob. Und es ist unmöglich, die Modelle aus ihrem gläsernen Gefängnis zu befreien. Daher müssen wir dieses kleine Kunstwerk wohl leider zerstören.«

»Bist du verrückt, Just?«, rief Peter. »Das Teil ist uralt!«

»Ururururalt«, scherzte Bob.

»Eine Handarbeit des gefürchteten Piraten Hawk persönlich! Du kannst es doch nicht einfach kaputtmachen!«

»Es gefällt mir genauso wenig wie dir, aber es gibt nun mal keine andere Möglichkeit. Ich werde es Tante Mathilda bezahlen«, versprach Justus. Er verließ die Zentrale und ging in die angrenzende Freiluftwerkstatt. Kurze Zeit später kehrte er mit einem Hammer zurück. »Schade drum«, seufzte er, zielte und schlug zu. Die Flasche zersprang mit einem lauten Knall.

»Und nun?«, fragte Peter. »Gibt es irgendwo eine Luke?«

»Sieht nicht so aus. Vermutlich müssen wir nun auch noch das Schiff auseinander nehmen. Keine Panik, ich bin vorsichtig, dann können wir es nachher wieder zusammenkleben.« Mit einer spitzen Schere macht er sich daran, einen Teil des Decks zu lösen. Es ging einfacher, als er dachte. Nach all den Jahren hielt der Kleber nicht mehr besonders gut. Vorsichtig nahm er

das dünne Holzbrett ab und blickte in den darunter liegenden Hohlraum.

»Und? Nun sag schon! Ist was drin?«

Justus gelang es nicht, cool zu bleiben, obwohl er es sich fest vorgenommen hatte. »Da ist tatsächlich etwas!«, rief er begeistert und fingerte in dem Miniaturschiff herum. Er zog ein kleines Röllchen hervor. Uraltes, vergilbtes Papier, zusammengehalten von einem braunen Stück Faden.

»Ein bisschen klein für eine Schatzkarte«, bemerkte Peter. »Los, mach sie auf!«

»Aber sei vorsichtig!«, warnte Bob. »Sonst zerfällt sie noch zu Staub, bevor wir einen Blick drauf werfen können.«

Justus streifte den Faden ab und entrollte das Papier behutsam. Es knisterte und knackte, doch es blieb ganz. Da lag es vor ihnen, des Rätsels Lösung: ein Stück Papier, nicht größer als eine Postkarte. Es war mit Tinte bemalt, die im Laufe der Zeit braun geworden war. Zwei zittrig gezeichnete Formen untereinander, beide mit einem Pfeil versehen.

Peter kniff die Augen zusammen. »Was ist das?«

»Eine Karte.«

»Und wovon? Vom Mond?«

»Sehr witzig, Peter.«

»Wieso denn? Dieses Ding sieht doch tatsächlich ein bisschen aus wie eine Mondsichel.«

Bobs Gesicht hellte sich auf. »Oder wie ein Haken! Natürlich! Das ist der ›Haken‹, die Insel von Mr Farnham!«

»Du hast Recht, Bob! Und jetzt erkenne ich auch die andere Zeichnung. Das ist nämlich ebenfalls der ›Haken‹, diesmal von der Seite.«

»Sieht aber ganz anders aus«, fand Peter.

»Es ist die Rückseite. Die habt ihr beide nicht gesehen. Seht mal, dieser Einschnitt muss die Bucht sein. Und das dort ist die Wasseroberfläche. Er hat auch einen Teil der Insel gezeichnet, der unter dem Wasser liegt. Und der Pfeil zeigt auf eine Öff-

nung.«

»Eine Höhle unter dem Meeresspiegel?«

»Das Versteck des Schatzes!«, rief Peter. »Unglaublich!«

»Direkt unter seinem Hintern«, murmelte Justus.

»Bitte?«

»Das hat Hawk gemeint, als er ›direkt unter seinem Hintern‹ schrieb: Er meinte nicht Duncans Schiff, sondern seine Insel. Duncan war seinem Schatz die ganze Zeit ganz nahe. Hawk wusste, dass Duncan jedes andere Versteck irgendwann aufgespürt hätte. Aber auf seiner eigenen Insel hätte er es nie vermutet. Wahrscheinlich wollte Hawk den Schatz holen, sobald er seinen Gegner endgültig besiegt hatte. Aber dazu ist er nicht mehr gekommen.«

»Und das gleiche Schicksal ist Farnham widerfahren«, fuhr Bob fort. »Er ist seit Jahren auf der Suche nach dem Schatz und ahnt nicht, dass er die ganze Zeit drauf sitzt.«

»Wir werden es ihm jedenfalls erst verraten, wenn wir den Schatz geborgen haben. Morgen Nacht startet die Operation Piratenschatz. Wir werden uns Taucherausrüstungen, Unterwasserlampen und Mr Qins Boot leihen und im Schütze der Dunkelheit nach der Höhle tauchen.«

»Nachts? Ist das nicht gefährlich?«, warf Peter ein.

»Tagsüber würde Farnham uns sofort sehen.«

»Ich kann es immer noch nicht fassen. Wir haben den Schatz tatsächlich gefunden.«

»Nicht so voreilig, Bob. Noch haben wir ihn nicht. Wir müssen erst die Höhle finden. Vielleicht ist der Eingang in all der Zeit zusammengebrochen. Ihr wisst ja, wie zerklüftet die Insel ist. Aber das werden wir morgen herausfinden.«

Auf Tauchstation

Am nächsten Morgen wurde der Zweite Detektiv unsanft geweckt. Seine Mutter rief nach ihm: »Peter! Telefon für dich!«

»Wer ruft denn um diese Zeit bei mir an?«, knurrte er ungehalten, doch mit einem Blick auf den Wecker stellte er fest, dass es schon halb zehn war. Er hatte schlecht geschlafen. Im Traum war er von einarmigen Skeletten und Geisterschiffen verfolgt worden, die ihn in eine überdimensionale Flasche stecken wollten. Ächzend kletterte er aus dem Bett und trottete nach unten zum Telefon. »Ja? Peter Shaw?«

»Ich bin's, Justus. Ich habe einen Auftrag für dich.«

»Ich wünsche dir ebenfalls einen guten Morgen. Was denn für einen Auftrag?«

»Du musst deinen Vater bitten etwas für uns herauszufinden. Du ahnst nämlich nicht, welche Entdeckung ich gerade gemacht habe.«

»Keine Ratespiele am frühen Morgen, Just«, bat Peter. »Komm zur Sache!«

»Dein Vater kennt doch eine Menge Leute beim Film. Vielleicht kann er das Team ausfindig machen, das damals bei Conrad Farnhams letztem Film mitgearbeitet hat. Du weißt schon, ›Die Pirateninsel‹.«

»Und warum?«

»In diesem Film taucht ein altes Piratenschiff auf. Ich will alles darüber wissen. Ob es richtig fahren konnte oder nur eine Attrappe war. Vor allem interessiert mich, was nach den Dreharbeiten damit passiert ist.«

»Wozu das alles?«

»Ich war heute Morgen in der Videothek und habe mir ›Die Pirateninsel‹ ausgeliehen. Du wirst es nicht glauben: Das Schiff, mit dem die Piraten in dem Film unterwegs sind, heißt zwar nicht ›Stormrider‹, aber es sieht haargenau so aus wie unser Geisterschiff! Ich habe ein Standbild gemacht und es mit

den Fotos verglichen. Kein Zweifel: Wir hatten es die ganze Zeit mit einem Filmschiff zu tun.«

Bob war der Letzte, der am frühen Abend in die Zentrale kam. Er hatte den Auftrag gehabt, die Taucherausrüstungen zu besorgen.

»Na, alles bekommen?«, fragte Justus.

»Ja. Aber die wollten einen horrenden Preis für den blöden Kram haben. Ich kriege noch Geld von euch.«

»Kein Problem«, grinste Peter. »Morgen sind wir reich. Dann werde ich mir als Erstes eine eigene Ausrüstung kaufen.«

»Lasst uns erst mal den einen finden«, schlug Justus vor.

»Was ist denn nun mit dem Filmschiff?«, fragte Bob. »Justus hat mir davon am Telefon erzählt. Hat dein Vater etwas herausfinden können, Peter?«

Der Zweite Detektiv nickte. »Ein Kollege von ihm war damals dabei. Du hattest absolut Recht, Justus: Es ist der naturgetreue Nachbau eines alten Segelschiffes, zumindest von außen. Wenn man allerdings an Deck steht, sieht man, dass alles nur ein Schwindel ist. Die Kanonen sind nicht echt und die Segel werden mit Seilwinden gesetzt, nicht per Hand.«

»Und was geschah mit diesem Schiff?«

»Das hat sich die Produktionsfirma nach den Dreharbeiten auch gefragt. Man wollte es verschrotten, schließlich war es viel zu groß, um irgendwo gelagert zu werden. Doch dann hat Conrad Farnham sich dazu bereit erklärt, es zu kaufen. Immerhin war er der Produzent des Films.«

»Aha!«, sagte Justus triumphierend. »Dann musste er nur noch den Namen ›Stormrider‹ auf den Rumpf pinseln und schon war das Geisterschiff fertig.«

»Nicht ganz«, widersprach Bob. »Was ist mit seinem Verschwinden? Weißt du darüber etwas, Peter?«

»Leider nicht. Mein Vater hat mich ziemlich seltsam angesehen, als ich ihn danach fragte. Er sagte, er kenne keinen Spezi-

aleffekt, mit dem man ein so großes Objekt vor laufender Kamera verschwinden lassen kann. Aber dafür weiß ich, wie das Schiff sich fortbewegen konnte, obwohl die Segel kaputt waren. Das Filmteam hatte nämlich das gleiche Problem: Wie sollten sie das Schiff auf Fahrt bringen, wenn es am Drehtag zufällig keinen Wind gab? Ganz einfach: Es ist motorisiert.«

Bob schüttelte energisch den Kopf. »Unmöglich! Darauf haben wir doch geachtet. Es war kein Motor zu hören!«

Peter grinste. »Genau. Das ist ja der Trick.«

»Was meinst du damit?«

»Bei den Dreharbeiten tauchte genau dasselbe Problem auf: Das Schiff sollte fahren, gleichzeitig gab es aber einige Dialogszenen, also musste auch der Ton aufgenommen werden. Dummerweise war ständig das Motorengeknatter im Hintergrund und das wirkt bei einem Piratenfilm natürlich nicht sehr glaubwürdig. Der Regisseur war dagegen, die Szenen nachzuvertonen, also haben sich die Leute von der Spezialeffekt-Abteilung hingesetzt und gebastelt. Heraus kam ein schalldämpfter Motor, der so gut wie nicht zu hören ist.«

»Fantastisch, Peter!«, rief Justus. »Gut, dass dein Vater beim Film arbeitet, sonst hätten wir das nie herausbekommen. Nachdem wir also auch dieses Rätsel gelöst hätten, müssen wir nur noch den Schatz finden.«

Sie kontrollierten ihre Ausrüstung: Taucheranzüge, Sauerstoffflaschen und Unterwasserlampen, dazu ein Seil, Funksprechgeräte, ein Kompass und nicht zuletzt Justus' selbst gebaute Peilsenderarmbrust. Als alles sicher verstaut war, brachen sie auf. Mr Qin war bereits verständigt. Er würde am Strand auf sie warten.

Die Sonne ging gerade unter, als sie Malibu Beach erreichten. Noch befanden sich einige Leute am Strand, aber schon bald würde niemand mehr hier sein.

Mr Qin hatte sich für diesen Abend im Restaurant frei genommen. »Ich habe es mir überlegt«, begrüßte er sie. »Ich

werde die Polizei verständigen. Euer Vorhaben ist viel zu gefährlich.«

»Was sollte die Polizei denn tun, Mr Qin?«, fragte Justus verständnislos.

»Die sollen sich um den Schatz kümmern«, meinte Qin.

»Und wenn wir uns getäuscht haben und es doch keinen Schatz gibt? Dann sind wir unseren guten Ruf als Detektive los.« Justus schüttelte entschieden den Kopf. »Wir brechen auf, sobald es dunkel geworden ist. Aber für den Notfall habe ich vorgesorgt: Hier ist ein Funkgerät für Sie. Sie werden am Festland auf uns warten. Wir bleiben über Funk in Verbindung. Wenn etwas passieren sollte, können Sie Hilfe holen.«

»Wäre es nicht trotzdem besser, wenn die Polizei –«

»Mr Qin!«, unterbrach ihn der Erste Detektiv. »Bitte! Wir wissen schon, was wir tun!«

»Tatsächlich?«, murmelte Peter so leise, dass es niemand hörte. Er blickte aufs Meer hinaus. Der Nebel verscheuchte die Surfer und Segler, die noch draußen waren. Eine halbe Stunde später war der Pazifik wie leer gefegt.

»Dann wollen wir mal«, sagte Bob und begann sich umzuziehen. Es war besser, schon an Land die Taucheranzüge anzulegen. Als sie sich endlich alle in die schwarze Gummihaut gezwängt hatten und ein letztes Mal die Sauerstoffgeräte kontrollierten, war es stockdunkel und der Nebel war so dicht geworden, dass nicht einmal mehr der Leuchtturm des ›Haken‹ zu erkennen war.

»Wir werden uns regelmäßig bei Ihnen melden«, versprach Justus dem besorgt dreinblickenden Mr Qin. Dann stiegen sie in das kleine Boot, warfen den Motor an und fuhren auf den nächtlichen Ozean hinaus.

»Hoffentlich verfehlen wir die Insel nicht«, sagte Peter, der angestrengt nach dem Signalfeuer Ausschau hielt.

»Keine Sorge. Diesmal haben wir an den Kompass gedacht. Wir fahren direkt auf den ›Haken‹ zu.« Justus behielt Recht.

Einige Zeit später tauchte die Insel vor ihnen auf. »Am besten fahren wir einen weiten Bogen, damit Farnham uns nicht hören und Verdacht schöpfen kann.«

Bob, der am Steuer saß, lenkte das Boot großzügig um die Insel herum, bis ihre offene Seite als schwarze Silhouette vor ihnen lag. Er gab noch einmal Gas, dann schaltete er den Motor aus und sie ließen sich das letzte Stück treiben. Bald erreichten sie den riesigen Felsen, der aus dem Meer ragte. Hoch über ihnen war der Leuchtturm zu sehen, rechts lag die durch das Netz versperrte Bucht. »Wenn die Karte stimmt, müsste der Eingang zur Höhle direkt unter uns sein.«

Der Erste Detektiv griff nach dem Funkgerät und nahm Kontakt zu Qin auf: »Wir haben die Insel erreicht und werden jetzt auf Tauchstation gehen. Melden uns in spätestens fünfzehn Minuten wieder.«

»In Ordnung. Seid vorsichtig! Viel Glück!«

»Wer bleibt oben?« Justus blickte seine Freunde erwartungsvoll an.

»Mich zieht es nicht ins Wasser«, sagte Peter schnell. »Aber du lässt mich bestimmt nicht hier bleiben.«

»Genau. Du bist der beste Taucher von uns«, sagte Justus.

Bob hob die Hand. »Ich melde mich freiwillig. Geht ihr nur ins Wasser und friert euch den Hintern ab.«

»Gut.« Sie schnallten sich die Sauerstoffbehälter auf den Rücken, zogen die Schwimmflossen an und kontrollierten die Taschenlampen. »Alles in Ordnung. In fünf Minuten sind wir wieder hier. Spätestens.«

Peter und Justus nickten sich zu und ließen sich gleichzeitig rückwärts über Bord fallen. Die Kälte des Wassers ließ den Zweiten Detektiv im ersten Moment nach Luft schnappen. Er schaltete die Lampe ein und orientierte sich. Das Wasser war trübe, doch die Felsen waren gut zu erkennen. Er gab Justus ein Zeichen und ließ sich hinabsinken. Die schroffen Wände glitten an ihm vorüber. Peter leuchtete sie mit der Lampe ab, doch

der Lichtkegel war so klein, dass er nur einen kleinen Ausschnitt sah. Das künstliche Licht warf tiefe Schatten und Peter glaubte mehr als einmal den Höhleneingang entdeckt zu haben. Doch jedes Mal waren es nur Vertiefungen im Fels, die nicht sehr weit hineinführten. Systematisch suchten sie die Wand ab. Hin und wieder ließ Peter das Licht der Lampe einmal kreisen. Ihn beschlich das Gefühl, von hungrigen Haien umgeben zu sein, die in dieser Gegend durchaus nicht selten waren. Doch zum Glück ließ sich keines der Tiere blicken.

Justus tippte symbolisch auf seine nicht vorhandene Armbanduhr und zeigte nach oben. Gemeinsam tauchten sie auf.

»Und?«, fragte Bob gespannt.

»Nichts. Wir gehen gleich wieder runter und suchen weiter. Diesmal bleiben wir zehn Minuten unten, in Ordnung? Du kannst dich ja in der Zwischenzeit bei Qin melden.«

Sie tauchten wieder ab. Laut Hawks Schatzkarte lag der Höhleneingang nicht sehr tief. Anders hätte er den Schatz ohne Tauchgerät damals nicht dort verstecken können. Also blieben sie auf ihrer Höhe und suchten diesmal etwas weiter links.

Nach fünf Minuten wurde Peter von Justus' Lampe geblendet. Er sah rüber. Der Erste Detektiv winkte ihn aufgeregt heran und wies auf einen Felsen, der ein Stück aus der Wand herausragte. Peter schwamm näher und blickte in eine schroffe, dunkle Öffnung im Fels. Gemeinsam leuchteten sie hinein, doch das Licht der Lampen wurde nicht reflektiert. Das Loch bohrte sich tief in die Insel hinein. Der Eingang zur Höhle!

Entdeckt!

Bob blickte immer wieder auf die Uhr. Zehn Minuten hatte Justus gesagt. Die waren jetzt um. »Nur nicht nervös werden«, murmelte er. Vielleicht sollte er erst mal Mr Qin Meldung machen, damit dieser nicht durchdrehte. Schnell hob er das Sprechgerät an den Mund und gab durch, dass alles in Ordnung war. Eine Lüge.

Elf Minuten. Keine Spur von Justus und Peter. Bob ärgerte sich. Sie hatten keinen Plan für den Notfall ausgemacht. Sollte er ihnen nachtauchen oder Hilfe holen? Der dritte Detektiv malte sich die schlimmsten Alptrauumszenarien aus. Vielleicht waren sie von einem Hai angegriffen worden, vielleicht waren die Sauerstoffgeräte defekt oder sie waren in einer Felsspalte stecken geblieben. Wer wusste schon, was für Gefahren da unten lauerten!

Nach zwölf Minuten hatte er die Nase voll. In Windeseile legte er die Ausrüstung an, vertäute das Boot an einem Felsvorsprung und schlüpfte in die Flossen. In diesem Moment kehrten Peter und Justus prustend an die Oberfläche zurück.

»Da seid ihr ja endlich!«, rief Bob ungehalten. »Ich wollte gerade nach euch suchen.« Er begann die Flossen wieder aus-zuziehen.

»Lass gleich alles an!«, forderte Justus. »Wir brauchen deine Hilfe!«

»Habt ihr etwas entdeckt?«

»Das kann man wohl sagen«, antwortete Peter. »Den Eingang zur Höhle! Es ist ein breiter Tunnel, aber nach ein paar Metern wird er an einer schmalen Stelle durch einen Felsbrocken versperrt. Wir kriegen ihn nicht weg, aber zu dritt geht es vielleicht.«

»Wow. Und ihr meint wirklich, hinter dem Brocken geht es weiter?«

»Sieht ganz so aus«, antwortete Justus.

»Ich bin dabei! Moment noch!« Bob schaltete erneut das Sprechgerät ein. »Bob an Mr Qin: Peter und Justus haben die Höhle gefunden. Wir gehen jetzt zusammen runter. Es kann dauern, bis wir uns wieder melden. Geben Sie uns eine halbe Stunde.«

»In Ordnung«, drang Qins besorgte Stimme aus dem Lautsprecher. Es war offensichtlich, dass er es ganz und gar nicht in Ordnung fand.

Der dritte Detektiv legte das Funkgerät beiseite und sprang ins Wasser. »Auf geht's!« Gemeinsam tauchten sie zum Eingang hinunter. Es war ein unheimliches Gefühl, in den Tunnel zu schwimmen. Bob kam es vor, als würde die Insel ihn verschlingen. Er war von kaltem Wasser, Dunkelheit und tonnen-schwerem Fels umgeben. Nach wenigen Metern erreichten sie den Stein. Es war nicht ganz einfach, sich so zu positionieren, dass alle mit anfassen konnten. Doch schließlich hatte jeder einen guten Platz gefunden. Justus gab das Startzeichen und zu dritt zerrten sie an dem Brocken. Er gab nach und rollte ihnen entgegen. Nun war der Durchgang frei. Justus schwamm als Erster hindurch. Der Gang wurde wieder breiter. Schon nach wenigen Metern machte er einen Knick nach oben. Justus tauchte auf und plötzlich stieß er durch die Wasseroberfläche.

»Das ging schneller, als ich dachte«, keuchte Peter. »Wo sind wir?« Er ließ das Licht der Taschenlampe umherwandern. Sie befanden sich in einer großen Höhle, deren einziger Ein- und Ausgang dieses kleine Wasserloch zu sein schien. Sie kletterten hinaus und sahen sich um. Die Höhle war hoch, der Boden uneben, die schroffen Wände glänzten feucht. Es roch nach Salzwasser.

»Wow«, flüsterte Bob ergriffen. »Eine echte Schatzhöhle. Das ist ja irre!«

»Fehlt nur noch der Schatz«, bemerkte Justus. »Seht ihr was?«

»Da vorn scheint es weiterzugehen«, sagte Peter und wies auf

einen großen Felsen, der ihnen den Blick verspernte. »Sehen wir mal nach!«

Es war schwierig, auf dem steinigen Boden zu gehen, noch dazu mit Schwimmflossen an den Füßen. Diese Höhle war natürlich gewachsen, niemand hatte sich je die Mühe gemacht den Boden zu begradigen. »Ob außer Hawk und uns überhaupt schon jemand hier war?«, flüsterte Peter. Seine Stimme hallte unheimlich von den kalten Wänden wider.

»Keine Ahnung. Sieht nicht so aus.« Justus erreichte den Felsen, leuchtete um die Ecke und keuchte überrascht. »Oh mein Gott!«

»Was? Was ist?«, rief Peter und stolperte am Ersten Detektiv vorbei. Dann sah er ihn. Den Schatz von Duncan, dem Finsteren. Den Schatz, den Mr Qins Urahn ihm abgenommen und hier versteckt hatte. Den Schatz, der jahrzehntelang vergessen worden war.

»Das ist er? Das ist der Schatz?«, fragte Bob ungläubig.

Keine Truhen voller Gold. Keine Edelsteine. Kein Schmuck. Keine glitzernden Dukatenberge. Es waren Fässer. Ein gutes Dutzend großer, bauchiger Holzfässer, die sich hinter dem Felsen stapelten.

»Was ist da drin?«, wollte Peter wissen.

Justus ging näher heran. Das Holz war dunkelbraun vom Alter, die eisernen Ringe, die es zusammenhielten, angerostet. Doch als er die Fässer beleuchtete, sah er, dass in jedem etwas eingebrannt war. In großen Lettern stand dort: »Kentucky Whiskey«.

»Whiskey«, sagte der Erste Detektiv tonlos. Dann lachte er leise und drehte sich zu seinen Freunden um. »Es ist Whiskey!«

»Whiskey?«, wiederholte Peter. »Was soll das heißen?«

»Whiskey heißt Whiskey. Das ist der sagenhafte Schatz. Was schrieb Hawk in seinem Tagebuch? ›Ich nahm ihm das Wertvollste, was er in all den Jahren erbeutet hat.‹ Whiskey. Ein

Dutzend Fässer davon. Zweifelsfrei ungeheuer wertvoll für Duncan, den alten Säufer.« Wieder lachte Justus.

»Was ist daran komisch, Just?«, fragte Peter ungehalten. »Wir reißen uns ein Bein aus und was finden wir? Uralten Schnaps. Fässerweise. Das soll alles gewesen sein?«

»Ich glaube, du unterschätzt diesen Fund, Peter«, sagte Justus. »Dieser Whiskey ist über hundertfünfzig Jahre alt und dürfte damit das Älteste sein, was Whiskeykenner seit Ewigkeiten zu Gesicht und an den Gaumen bekommen haben. Weißt du, wie teuer allein eine Flasche dreißig Jahre alter guter Whiskey ist? Für den Normalverbraucher fast unbezahlbar. Hier haben wir es nicht mit Flaschen, sondern mit Fässern zu tun. Und die sind fünf- bis sechsmal so alt.«

»Du ... du meinst, das Zeug ist wertvoll?«, fragte Bob erstaunt. »Und man kann es noch trinken?«

»Aber sicher! Whiskey muss reifen, unter Umständen jahrzehntelang. Je länger, desto besser! Und desto teurer. Ich gebe zu, dies ist ein eher ungewöhnlicher Schatz, aber nichtsdesto trotz mindestens hunderttausend Dollar oder mehr wert.«

»Fantastisch!« Peters Laune besserte sich schlagartig. Er strich ehrfürchtig über das alte, rissige Holz. »Das müssen wir Mr Qin erzählen! Sollen wir gleich ein Fass mitnehmen?«

»Besser nicht«, meinte Justus. »Es muss ganz schön schwierig gewesen sein, das ganze Zeug in die Höhle zu schaffen. Vielleicht gab es früher mal einen oberirdischen Zugang, den Hawk verschlossen hat. Auf jeden Fall sollten wir uns genau überlegen, wie wir die Dinger rauskriegen, bevor wir uns hoffnungslos mit ihnen in dem Tunnel verheddern. Wir haben gefunden, was wir finden wollten. Ich hätte nichts dagegen, für heute zu verschwinden.«

»In Ordnung. Der Schatz läuft uns ja nicht weg.« Bob grinste. »Denn eines ist sicher: Farnham wird ihn niemals finden. Da kann er noch so lange mit seiner nachgemachten ›Stormrider‹ durch die Gegend schippern.«

Sie stolperten zurück zum Wasserloch und stiegen nacheinander in die Tiefe. Der Rückweg durch den Tunnel war einfach. Doch als sie auf der anderen Seite auftauchten, erwartete sie eine böse Überraschung.

»Das Boot!«, keuchte Bob. »Wo ist das Boot?«

»Es ist weg!«, rief Peter erschrocken. »Bob, du Volltrottel! Du hast es nicht festgemacht!«

»Doch!«, verteidigte sich Bob, hilflos im Wasser strampelnd. »Hundertprozentig! Ich habe das Seil an diesen Felsvorsprung geknotet! Ganz fest!«

»So ein Quatsch. Wir haben kaum Seegang. Wenn du es festgebunden hättest, hätte es sich kaum losreißen können. Oder lösen sich sämtliche Wasserfahrzeuge in der Nähe der Insel in Luft auf?«

»Schlimmer«, sagte Justus mit gesenkter Stimme. »Viel schlimmer. Ich fürchte, man hat uns entdeckt!«

»Wie bitte?«

»Farnham hat uns gesehen und das Boot geklaut. Aber er weiß nicht, wo wir sind.«

»Ach du Scheiße!«, flüsterte Peter. »Was machen wir denn jetzt? Mir ist schon eiskalt. Wir können doch nicht ewig im Wasser bleiben! Wie sollen wir zurückkommen? Schwimmen? Bis ans Festland? Ich würde das vielleicht noch schaffen, aber was ist mit euch?«

»Wir müssen erst mal an Land«, beschloss Justus. »Hier sind die Felsen zu steil. Am besten schwimmen wir zur Vorderseite der Insel.«

»Wenn du Recht hast, dann ist Farnham immer noch in der Nähe und sucht uns!«, gab Bob zu bedenken.

»Dann können wir immer noch abtauchen. Los, vorwärts! Besonders lange halte ich es in diesem Wasser nämlich nicht aus!« Ohne eine Antwort abzuwarten, setzte Justus sich in Bewegung. Mit den Flossen waren sie ziemlich schnell und hatten den ›Haken‹ schon nach wenigen Minuten halb um-

kreist. Von hier aus konnten sie zum Haus hinaufsehen. Überall brannte Licht. Sie erreichten den flachen Strand und stiegen aus dem Wasser. Keuchend ruhten sie sich eine Weile im Sand aus.

»Irgendwo muss das Boot ja sein«, meinte Justus. »So groß ist die Insel nicht. Wir werden es schon finden und dann hauen wir so schnell wie möglich ab!« Er wollte sich gerade aufrichten, als der Strahl einer Taschenlampe über die Felsen glitt. Ein zweites Licht gesellte sich hinzu. Nun hörten sie leise Stimmen. Eine Frau fluchte: »Diese verflixten Burschen! Irgendwo müssen sie doch sein!«

»Und wenn es gar nicht ihr Boot war?«

»Aber sicher war es ihres. Jimmy hat die drei doch vom Leuchtturm aus gesehen! Sie treiben sich hier irgendwo rum! Aber wir werden sie schon finden!« Die beiden Personen kamen näher. Die drei ??? sprangen auf, bevor die Taschenlampen sie erfassen konnten, und versteckten sich hinter einem nahen Felsen. Mit angehaltenem Atem warteten sie. Justus hatte die Stimmen erkannt: Es waren Deborah Snell und Conrad Farnham. Sie leuchteten die ganze Insel ab, die Strahlen zuckten immer wieder zu ihrem Versteck herüber, doch die drei ??? duckten sich und nach einer Weile entfernten sich die beiden.

»Puh!«, stöhnte Bob. »Los, wir müssen das Boot finden und dann nichts wie weg hier!« Sie rappelten sich auf und liefen geduckt zum Anleger. Der weiße Rumpf der »Queen« schaukelte ruhig vor sich hin. Und dahinter lag am Ufer ihr kleines Motorboot. »Dem Himmel sei Dank, wir haben es gefunden!« Sie rannten darauf zu und wollten gerade hineinspringen, als sie die Bescherung sahen:

»Sie haben ein Loch reingeschlagen!«, zischte Peter. »Das Boot ist voller Wasser! Wie sollen wir denn jetzt hier wegkommen?«

Zähneknirschend vor Wut und Enttäuschung standen sie vor

dem Wrack, das einmal ihr Boot gewesen war. Bob rettete den darin schwimmenden triefnassen Rucksack. »Und was nun?«

Justus sah zur ›Queen‹ hinüber. »Wir nehmen einfach die Yacht!«

Sie blickten einander überrascht an. »Aber natürlich!«, rief Peter und sprintete los. Eine schmale Holzplanke führte an Deck der ›Queen‹. Sie schlichen hinauf und liefen geduckt zum winzigen Brückenhäuschen, von dem aus man die Yacht steuern konnte. Peter drückte die Klinke hinunter, doch die Tür war verschlossen. »So ein Mist!«, knurrte er. »So ein verdammter Mist!«

»Kriegst du die Tür nicht irgendwie auf?«, fragte Bob, denn der Zweite Detektiv war ein Experte im Öffnen von Schlössern.

»Wie denn?«, gab Peter gereizt zurück. »Meine Dietrichsammlung habe ich zufällig nicht dabei. Schließlich wollten wir lediglich einen Schatz finden und nicht gleich eine Yacht klauen. Aufbrechen können wir die Tür auch nicht, das macht viel zu viel Lärm. Farnham wäre in null Komma nichts hier.«

»Na schön. Dann tritt jetzt Plan B in Kraft«, beschloss Justus.

»Mr Qin muss uns Hilfe schicken. Reich mir mal das Funkgerät, Bob.«

Der dritte Detektiv kramte es aus dem Beutel. Doch als Justus es einschaltete, rührte sich nichts. Kein Rauschen, nicht einmal ein leises Knacken. Er schüttelte es. Kleine Wassertropfen spritzten aus dem Lautsprecher und dem Batteriefach.

Flucht durch den Nebel

»Das Wasser hat es völlig ruiniert!« Wütend schleuderte Justus das Funkgerät auf den Boden.

»He! Bist du bescheuert!«, zischte Peter. »Die hören uns doch!«

»Wir sitzen auf dieser verdammten Insel fest!«, knurrte Justus. »Hoffentlich ist Mr Qin ängstlich genug, um von allein die Polizei zu holen. Jetzt hätte ich nichts dagegen.«

»Darauf können wir uns aber nicht verlassen«, meinte Bob. »Es muss doch irgendeinen Weg von dieser Insel geben! Irgendwie –«

»Das Geisterschiff!«, rief Peter. »Natürlich! Wir haben immer noch das Geisterschiff! Es liegt bestimmt in der Bucht versteckt!«

»Du hast Recht, Peter!«

»Ihr ... ihr wollt mit dem Geisterschiff abhauen?«

»Aber sicher, Bob, wir wissen doch jetzt, wie es funktioniert! Am besten schwimmen wir rüber. Wir können unter dem blöden Sicherungsnetz durchtauchen.«

»Dann aber nichts wie los, da drüben kommt nämlich der Suchtrupp zurück!«, raunte Peter und wies auf die tanzenden Lichter, die sich ihnen wieder näherten.

Bob griff nach dem Rucksack, in dem sich nun keine wasserempfindlichen Gegenstände mehr befanden, und die drei Detektive sprangen vom Steg aus in den Ozean. Vom Meer aus sahen sie Deborah und Mr Farnham, die weiter nach ihnen suchten. Doch beide kamen glücklicherweise nicht auf die Idee das Wasser abzuleuchten.

Peter erreichte die abgesperrte Bucht als Erster. Er tauchte in die Tiefe, unter dem Netz hindurch und auf der anderen Seite wieder auf. »Es ist ganz einfach!« Einen Augenblick später waren auch Bob und Justus auf seiner Seite. Sie schwammen in die Bucht hinein, die sich wie ein Keil in die Insel gefressen

hatte. Das perfekte Versteck. Und auf der rechten Seite lag, verborgen zwischen dem massiven Gestein und vom offenen Ozean aus nicht zu sehen, die ›Stormrider‹ – das Geisterschiff! Es hob sich in der Dunkelheit nur durch seine gerade Form von den umgebenden Felsen ab. Die drei ??? waren schon ganz nahe, bevor sie es bemerkten.

»Da ist es!«, keuchte Peter. »Aber wie sollen wir an Bord kommen? Seht doch, es gibt keinen Strand und keine Anleger. Hier sind nur spitze Brocken. Mr Farnham ist wahrscheinlich jedes Mal von oben heruntergestiegen. Vom Wasser aus schaffen wir das nicht. Es sei denn, jemand kann an der glatten Außenwand hochklettern.«

»Wohl kaum«, antwortete Bob. »Und wenn wir wieder zurückschwimmen und es über den Landweg versuchen?«

»Zu gefährlich«, meinte Justus. »Wir müssten einmal über die ganze Insel laufen. Am Ende werden wir doch noch entdeckt. Ich habe eine bessere Idee!« Er schwamm zu einem großen Stein, den er ein Stück hinaufkraxeln konnte. Von hier aus ging es zwar nicht weiter, doch wenigstens musste er nun nicht mehr im Wasser strampeln. »Kommt rauf! Bob, ich brauche den Rucksack!« Der dritte Detektiv reichte ihn rüber. Justus wühlte darin herum und zog schließlich seine selbst gebastelte Armbrust und das Seil heraus.

»Was hast du vor?«, wollte Peter wissen.

»Wir entern das Schiff mit einem alten Piratentrick«, erläuterte Justus und knotete das Seil fest an den Markierungsbolzen. Dann spannte er die Armbrust, legte den Bolzen ein, zielte und drückte ab. Das Geschoss flog hinauf und riss das Seil wie ein flatterndes Band mit. Irgendwo an Deck schlug es auf. Justus zog am anderen Ende des Seils, doch zu seiner Enttäuschung kam der Bolzen wieder herunter. Er probierte es erneut. Beim fünften Versuch verkeilte sich das Geschoss endlich und das Seil gab auch dann nicht nach, als Justus sich mit seinem ganzen Gewicht dranhängte. »Wer hätte gedacht, wozu meine

Erfindung noch einmal gut sein würde«, grinste er und versuchte sich nach oben zu ziehen. Doch er kam nur einen Meter weit, dann baumelte er hilflos an der Außenwand des Schiffes. »Ich komme nicht weiter!«, ächzte er.

»Lass mich mal!«, forderte Peter ihn auf. Justus ließ sich fallen und reichte Peter das Seil. Der Zweite Detektiv zog seine Flossen aus und hangelte sich geschickt nach oben, als hätte er sein Leben lang nichts anderes getan.

»Peter stammt in direkter Linie vom Affen ab«, spottete Justus. »Ich wusste es immer.« Doch insgeheim bewunderte er ihn für seine Kletterkünste.

Bob brauchte zwar etwas länger, doch auch für ihn war es kein Problem, an Deck zu kommen. Mit vereinten Kräften zogen die beiden schließlich den Ersten Detektiv nach oben. »Das geht so nicht weiter«, murrte Peter. »Wenn wir das alles heil überstanden haben, gehe ich mit dir ins Sportstudio.«

»Ist das eine Drohung?«

»Das ist ein Versprechen. Und jetzt lasst uns verschwinden.« Sie schalteten die Taschenlampen ein und suchten das Deck ab. Peters Vater hatte Recht gehabt: So echt das Schiff von außen auch aussah, hier merkte man sofort, dass es sich um einen Nachbau handelte. Alles wirkte viel zu neu und modern. Die Kanonen sahen aus, als wären sie aus Plastik, überall waren halbherzig Kabel versteckt. Hinter dem Steuerrad befand sich ein kleines Schaltpult, von dem aus der Motor gestartet und die Geschwindigkeit reguliert werden konnte.

Plötzlich zuckte Peter zusammen. »Da ist jemand!« Er wies zum hinteren Teil des Schiffes. Dort stand eine bleiche Gestalt. Sie kehrte ihnen den Rücken zu und rührte sich nicht. Sie musste schon die ganze Zeit dort gewartet haben.

Bob kicherte leise. »Das ist Duncans Geist«, flüsterte er. »Wir hatten schon einmal das Vergnügen.«

»Duncans ... Geist?«, stotterte Peter.

»Ja, das Skelett, das wir bei unserer Verfolgung des Geister-

schiffes entdeckt haben.« Sie gingen näher heran. Es war ein Gerippe aus Plastik, wie sie es aus dem Biologieunterricht kannten. Es baumelte an einem Seil. Der linke Arm fehlte.

»Seht mal, es schlackert richtig, wenn man es berührt«, stellte Justus fest. »Das habe ich damals wohl für ein Nicken gehalten. Was für ein billiger Trick.«

»Aber du bist drauf reingefallen«, meinte Peter grinsend. Nur ein Plastikskelett, so ein Glück! Er horchte auf. War da nicht gerade ein Geräusch gewesen? Schritte und Stimmen?

»Da unten sind sie! Auf der ›Stormrider!«, drang Farnhams Stimme zu ihnen herüber. Zwei Lichter tanzten vom Leuchtturm durch die Felsen. Ihre Verfolger hatten sie entdeckt!

»Jetzt aber los!«, rief Justus, rannte zu dem Bedienungsfeld und drückte auf gut Glück den Startknopf. Der Motor sprang mit einem leisen Summen an. Er war wirklich kaum zu hören. »Leinen los!«

Peter und Bob sprangen zu den Tauen, mit denen das Schiff festgemacht war, und lösten sie. Schon setzte sich die ›Stormrider‹ in Bewegung. Keine Sekunde zu früh, denn in diesem Moment erreichten Conrad Farnham und Deborah Snell das Schiff. Doch zu spät: Die drei ??? waren schon zu weit vom Ufer entfernt.

»Ihr verfluchten Bengel!«, rief Farnham. »Kommt zurück!«

»Los, gib Gas, Just!«, fordert Bob.

»Aufpassen!«, rief Peter. »Du rammst gleich die Felsen!«

Justus riss das Steuerrad hart herum. Das Schiff neigte sich zur Seite und schrammte haarscharf an den spitzen Vorsprüngen vorbei. Nun fuhr es direkt aus der Bucht, hinaus aufs offene Meer und den Nebel. Das wütende Brüllen verstummte hinter ihnen. »Gut, dass wir einen Kompass dabei haben. Hier ist nämlich keiner«, meinte Justus, als sie den ›Haken‹ hinter sich ließen.

»Was hast du denn vor?«

»Zurück zum Festland, was sonst?«

»Sie werden uns nicht weit kommen lassen«, ahnte Bob. »In spätestens zwei Minuten ist uns die ›Queen‹ auf den Fersen. Sie holen uns garantiert ein.«

Der Erste Detektiv lenkte das Schiff um die Insel herum und steuerte auf die Küste zu. Der Nebel war so dicht, dass sie schon nach kurzer Zeit den Leuchtturm nicht mehr sehen konnten. Um sie herum war nur Dunkelheit. Plötzlich gesellte sich Motorengeräusch zum Plätschern der Wellen: die ›Queen‹!

»Jetzt ist es aus!«, flüsterte Peter. Durch den Nebel schimmerten die Scheinwerfer der Yacht. Sie ließen die Luft aufleuchten, doch das Licht erreichte die ›Stormrider‹ nicht. Die ›Queen‹ war nur wenig schneller als sie und näherte sich von der Seite. Sie befand sich direkt auf Kollisionskurs. Justus drosselte die Geschwindigkeit. Die weiße Yacht glitt keine zwanzig Meter entfernt an ihrem Bug vorbei. Für einen Moment konnten sie sogar Deborahs Fluchen hören: »Verdammter Nebel! Man sieht kaum die Hand vor Augen! Wo ist bloß das verdamnte Schiff?« Dann wurden die Stimmen und das Brummen des Motors leiser. Die ›Queen‹ entfernte sich.

»Sie haben uns nicht entdeckt!«, raunte Peter. »Sie sind haar-scharf an uns vorbeigefahren und haben uns nicht gesehen! Wie ist das möglich?«

»Aber natürlich!«, rief Justus und schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. »Das ist das Geheimnis des Geisterschiffs! Wir sind so dämlich!«

»Wovon redest du, Just?«

»Die ›Stormrider‹ hat sich selbstverständlich niemals in Luft aufgelöst.«

»Sondern?«

»Sie haben einfach das Licht ausgeschaltet. Ein unbeleuchtetes Schiff ohne Positionslichter ist bei Nebel und Dunkelheit ganz einfach nicht zu sehen. Keine Chance. Es verschwindet sozusagen im Nichts, sobald alle Lampen aus sind. Erinnerst du dich, dass wir vor drei Tagen von einem Auto verfolgt

wurden? Und wie haben wir es abgehängt? Indem wir das Licht ausgeschaltet haben und im Dunkel verschwunden sind. Genau so funktioniert es auch hier: Wir konnten die ›Queen‹ nur sehen, weil sie die Scheinwerfer anhatte. Hier gibt es aber keine Scheinwerfer, also sind wir für unsere Verfolger unsichtbar.«

»Aber wir haben das Geisterschiff doch vorher gesehen! Es leuchtete sogar!«

»Da waren ja auch noch die Lampen an«, erklärte Justus.

»Lampen?«, fragte Peter. »Was für Lampen? Hier sind keine Lampen auf dem Schiff!«

In diesem Moment wurde es hell. Es war, als würde plötzlich die Sonne aufgehen. Das dunkle Holz des Rumpfs, die Segel, die Taue, alles um sie herum begann weiß zu leuchten. Es wurde immer heller, bis das Schiff schließlich wie eine Laterne erstrahlte und vermutlich auch durch den Nebel bis weit hinaus aufs Meer zu sehen war.

In Luft aufgelöst

»Was ist jetzt?«, rief Peter entsetzt.

»Ich fürchte, jemand hat das Licht eingeschaltet«, antwortete Justus.

»Die ›Queen‹! Sie kommt zurück!« Bob wies nach vorn. Die Yacht hatte gedreht und fuhr nun direkt auf die drei ??? zu. Das Segelschiff war nicht mehr zu übersehen. Es leuchtete wie ein Weihnachtsbaum. Innerhalb weniger Sekunden hatte die Yacht sie erreicht. Justus versuchte noch zu wenden, doch es war zu spät. Die ›Queen‹ ging längsseits, ein Seil mit einem Haken flog aufs Deck und kurze Zeit später sprang Conrad Farnham auf das Geisterschiff. In einer Hand hielt er eine Pistole. »Motor aus!«, befahl er knapp. »Los!«

Justus ging zum Schaltpult und stoppte das Schiff. Die ›Stormrider‹ und die ›Queen‹ trieben noch ein Stück nebeneinanderher, bis sie schließlich nur noch im sanften Wellengang auf und ab schaukelten. Inzwischen leuchtete auch die weiße Yacht wie von selbst. Deborah Snell kam an Bord. »Ihr verfluchten Jungs!«, zischte sie. »Ihr hättet euch niemals einmischen dürfen!« Sie zückte ein Handy, wählte eine Nummer und sagte: »Wir haben sie, Jimmy. Du kannst das Licht wieder ausschalten. Bis später!« Einen Augenblick darauf ließ das Leuchten der Schiffe abrupt nach, bis es schließlich ganz verschwand und wieder Dunkelheit herrschte.

»Was wollen Sie von uns?«, machte Bob den Anfang. »Lassen Sie uns gehen!«

»Euch gehen lassen?« Conrad Farnham lachte. »Wie käme ich dazu? Ihr habt unbefugt mein Grundstück betreten und mein Schiff gestohlen. Ich habe ein gutes Recht euch festzuhalten.«

»Das wird Ihnen nicht viel bringen«, erwiderte Justus. »In ein paar Minuten wird die Polizei hier sein. Dann müssen Sie uns ohnehin gehen lassen.«

»Die Polizei?« Deborah Snell lachte. »Glaubt ihr, euer lieber Freund Mr Qin hätte die Polizei gerufen? Ich muss euch enttäuschen, Jungs: Mr Qin befindet sich derzeit gefesselt und geknebelt im Leuchtturm. Jimmy hat ihn geschnappt.«

»Ihr Freund, der Leuchtturmwärter«, vermutete Justus und versuchte seine aufkommende Angst zu verbergen. Ohne Qins Hilfe saßen sie nun wirklich in der Falle. »Er war auch derjenige, der das Geisterschiff zum Leuchten gebracht hat, nicht wahr? Mit Hilfe eines Schwarzlichtscheinwerfers, den er auf die ›Stormrider‹ richtete.«

»Schwarzlicht?«, fragte Peter. »Was soll das denn sein?«

»Ultraviolettes Licht, auch Schwarzlicht genannt«, erklärte Justus. »Es ist für das menschliche Auge unsichtbar, doch sobald es auf helle Flächen oder aber auf phosphoreszierende Stoffe trifft, leuchten diese auf. Wird gerne in Diskos benutzt und wirkt besonders cool, wenn man ein weißes T-Shirt trägt. Es eignet sich aber auch hervorragend, um Geisterschiffe erscheinen und verschwinden zu lassen. Ich vermute, dass das ganze Schiff mit einer unsichtbaren Farbe bestochen wurde, die erst dann zu leuchten beginnt, wenn sie von ultraviolettem Licht angestrahlt wird. Oben auf dem Leuchtturm steht ein Scheinwerfer, der das Schiff angeleuchtet hat. Jimmy hat ihn gerade ausgeschaltet, daher ist es jetzt wieder dunkel.«

»Schlaues Kerlchen«, meinte Farnham und grinste hämisch.

»Wenn du so viel weißt, kannst du uns bestimmt auch sagen, wo der Schatz ist.«

»Was für ein Schatz?«

»Tu nicht so, als wüsstest du nicht genau Bescheid«, fuhr Deborah ihn an. »Ich habe euch beobachtet. Ihr wisst etwas über den Schatz. Er ist in einer Unterwasserhöhle, nicht wahr? So viel haben wir im Laufe der Zeit auch herausbekommen. Uns fehlte nur der Schlüssel dazu, die Karte.«

»Sie haben uns beobachtet?«, fragte Bob. »Dann waren Sie das, die uns mit dem Wagen verfolgt hat?«

»Allerdings. Ich war öfter in eurer Nähe.« Sie grinste. »Aber ihr habt es die meiste Zeit nicht bemerkt. Daher hat es überhaupt keinen Zweck, zu leugnen. Ihr habt den Schatz gefunden. Wo ist er?«

Keiner antwortete.

»Erinnert ihr euch?«, fragte Mr Farnham. »Mr Qin ist in unserer Gewalt. Wenn ihr nicht wollt, dass ihm etwas zustößt, solltet ihr uns besser antworten.« Sein Gesicht verfinsterte sich. »Sofort!«

Der Erste Detektiv zögerte noch eine Weile, dann resignierte er und sagte: »Also schön. Wir haben den Schatz gefunden. Er ist in einer Höhle unter der Wasseroberfläche.« Justus beschrieb die Stelle genau. »Sind Sie jetzt zufrieden?«

»Sehr sogar«, antwortete Conrad Farnham lächelnd. »Ich kann euch gar nicht sagen, wie dankbar ich euch bin, dass ihr den Schatz für mich entdeckt habt.«

»Damit kommen Sie nicht durch!«, rief Peter aufgebracht. »Wir werden Sie anzeigen! Sie haben Mr Qin und uns bedroht und festgehalten.«

»Und ihr habt mein Schiff gestohlen«, antwortete Farnham. »Ich denke, das gleicht sich aus, nicht wahr?«

»Wir werden die Polizei verständigen!«, versprach Peter. »Sie werden den Schatz nicht behalten!«

»Oh doch, das werde ich. Er befindet sich auf meinem Grund und Boden. Der gesamte ›Haken‹ gehört mir.«

Peter ballte vor Wut die Fäuste, doch ihm fiel keine Erwiderung ein.

»Wären Sie so nett uns noch ein paar Fragen zu beantworten?«, bat Justus.

»Selbstverständlich. Das bin ich euch doch schuldig.«

»Gut. Was genau hatten Sie mit Mr Qin vor? Sie wollten ihm mit Ihrem nachgebauten Geisterschiff Angst einjagen, aber was sollte das bringen? Damit wären Sie Ihrem Schatz auch nicht näher gekommen.«

»Doch. Jahrelang habe ich seinen starrköpfigen Großvater bearbeitet, doch der alte Mann wollte mich nicht einen Blick auf seine Familienerbstücke werfen lassen. Also entwickelte ich den Plan mit dem Piratenfluch. Dann starb er und sein Enkel erbte den gesamten Besitz. Ich hatte jedoch schon so viel vorbereitet, dass ich die Nummer mit dem Geisterschiff auch durchziehen wollte. Ich hätte die Show noch eine Weile weitergemacht, bis Qin vor Angst nicht mehr hätte schlafen können. In einer Woche wäre ich zu ihm gegangen und hätte ihn wegen seines Vorfahren Hawk ausgequetscht. Ich bin sicher, dann hätte er mir sofort alles freiwillig erzählt und mir sämtliche Unterlagen gegeben, die ich haben wollte.«

Justus wandte sich an Deborah: »Aber warum haben Sie Freitagnacht Peter und Kelly angehalten? Sie hatten es doch von Anfang an nur auf Mr Qin abgesehen.«

Miss Snell verzog wütend das Gesicht. »Ein dummer Zufall«, knurrte sie. »Ist es euch noch nicht aufgefallen?«

»Was?«

»Dass Peter und Qin das gleiche Auto fahren?«

»Wie bitte?«, fragte Peter erstaunt.

»Wir kennen Mr Qins Auto nicht«, sagte Bob.

»Er fährt einen roten MG, genau wie Peter. In der Nacht hat Jimmy die Straße vom Leuchtturm aus beobachtet, während ich in der Böschung lauerte. Als er den MG kommen sah, gab er mir über Funk Bescheid. Ich sprang auf die Straße, da ich dachte, es sei Qin, der dort im Wagen sitzt. Ich hatte ihn vorher nämlich noch nie gesehen.«

»Doch am nächsten Tag wurden Sie über Ihren Irrtum aufgeklärt«, reimte sich Justus die Geschichte zusammen. »Daher stritten Sie bei unserem ersten Besuch alles ab.«

Deborah nickte. »Aber ihr wolltet nicht lockerlassen. Wir sahen euch mit Qin zusammen, ständig habt ihr am Strand herumgelungert. Also beschlossen wir das Spiel weiterzuspielen.«

»Deshalb erzählten Sie mir so bereitwillig die Piratengeschichte, Mr Farnham«, vermutete Justus. »Und deshalb gaben Sie einen Tag darauf doch wieder alles zu, Miss Snell. Sie wollten uns Angst einjagen, damit wir uns von dem Fall fern halten.«

»Richtig. Aber es hat nicht funktioniert. Statt aufzugeben habt ihr immer weiter geforscht. Ihr habt sogar das Geisterschiff verfolgt. Conrad hat es gesteuert, während ich auf der Insel war. Als ihr immer näher kamt, hat Jimmy den Schwarzscheinwerfer ausgeschaltet und ich bin an Bord der ›Queen‹ gegangen, um euch abzufangen und zu vertreiben. Ihr habt mich glücklicherweise nicht erkannt. Trotzdem habt ihr nicht aufgehört. Mein letzter Versuch euch in die Flucht zu schlagen war mein Auftritt als Skelett letzte Nacht in Qins Haus. Doch auch das hat euch nicht abgeschreckt.« Sie lächelte.

»Aber im Nachhinein konnte uns nichts Besseres passieren. Immerhin habt ihr uns direkt zum Schatz geführt. Vielen Dank!«

»Und was nun?«, fragte Bob mürrisch.

»Jetzt werden wir euch an Land bringen«, antwortete Mr Farnham amüsiert.

»Und was ist mit Mr Qin?«, fragte Peter.

»Den lassen wir selbstverständlich sofort frei. Wir sind schließlich keine Verbrecher. Wir wollten nur, was uns zusteht. Und das haben wir jetzt.« Lächelnd kehrte er zurück auf die ›Queen‹.

»Zum Glück ist Ihnen nichts geschehen«, sagte Bob, als sie sich am nächsten Tag mit Mr Qin auf dem Schrottplatz trafen. Der Leuchtturmwärter hatte ihn tatsächlich überwältigt, jedoch sofort wieder freigelassen. »Wir hatten wirklich Angst, dass Jimmy Ihnen etwas antut.«

»Ich hatte Angst um euch«, erwiderte Qin. »Gott sei Dank ist

alles gut gegangen.«

»Gut gegangen?« Peter verzog mürrisch das Gesicht. »So würde ich das nicht nennen. Ich denke, wir haben auf ganzer Linie versagt.«

»Warum denn das? Ihr habt das Geheimnis des Geisterschiffes gelüftet und den verlorenen Schatz meines Urururgroßvaters gefunden.«

»Gefunden schon. Aber jetzt hat Farnham ihn und wir können nichts dagegen tun. Oder, Justus?«

Der Erste Detektiv schüttelte den Kopf. »Der Schatz ist uraltes Diebesgut. Niemand hat mehr Anspruch darauf. Außer derjenige, auf dessen Grundstück es liegt. Farnham ist nun mal leider im Recht, das können wir drehen und wenden, wie wir wollen.«

»Wir müssen ihn anzeigen!«, begehrte Bob auf, der genauso frustriert war wie Peter. »Es kann doch nicht angehen, dass er ungeschoren davonkommt!«

»Er hat aber kein Verbrechen begangen«, gab Justus achselzuckend zurück. »Jedenfalls kein großes.«

»Er hat Mr Qin gefangen genommen und uns mit einer Waffe bedroht«, warf Peter ein.

»Weil wir sein Schiff geklaut haben. Im Zweifelsfall stehen wir am Ende vor Gericht, nicht er.«

»Aber irgendetwas müssen wir doch tun können! Er hat den Schatz!«

»Stimmt. Es ist seiner.« Justus schmunzelte. »Gönnt es ihm doch, schließlich hat er viel länger danach gesucht als wir.«

»Wie bitte?« Peter traute seinen Ohren nicht. »Wir sollen es ihm gönnen?«

»Ja. Wir hätten kein Recht auf den Schatz gehabt.«

»Aber Mr Qin! Immerhin ist Farnham der Erbe von Hawk, dem Tyrannen.«

»Ich bezweifle, dass das ein Gericht anerkennen wird. Schließlich ist das alles sechs Generationen her.«

Mr Qin winkte ab. »Ich will den Schatz gar nicht haben. Ich bin nur heilfroh, dass das alles jetzt vorbei ist. Soll Mr Farnham doch glücklich werden mit seinem Whiskey. Mir liegt nichts daran.«

Plötzlich prustete Justus los. Er lachte schallend, sodass die anderen ihn entsetzt ansahen.

»Just!«, rief Peter. »Hast du jetzt den Verstand verloren?«

»Mitnichten. Ich habe euch nur noch nicht die ganze Wahrheit gesagt.«

»Die ganze Wahrheit? Was kommt denn jetzt noch?«

»Conrad Farnham, sein Neffe und dessen Freundin Deborah werden nicht viel Spaß an ihrem Schatz haben.«

»Wieso denn nicht?«

»Weil es keinen Schatz gibt.« Wieder kicherte er.

»Du hast doch den Verstand verloren«, war Peter überzeugt. »Natürlich gibt es einen Schatz! Wir haben ihn doch mit eigenen Augen gesehen!«

»Wir haben Whiskeyfässer gesehen«, korrigierte ihn der Erste Detektiv.

»Ja. Und du hast behauptet, sie seien ungeheuer wertvoll, weil sie schon so alt sind.«

»Stimmt. Aber ich habe letzte Nacht noch einmal über alles nachgedacht und mich gefragt, warum ich noch nie von hundert Jahre altem Whiskey gehört habe. Und da kam mir ein Verdacht, den ich mir heute Morgen durch einen Anruf bei einem Whiskeyhändler in Los Angeles bestätigen ließ.« Er machte eine dramatische Pause. »Whiskey muss in Holzfässern reifen. Während des Reifeprozesses oxidiert das Getränk ganz langsam und entfaltet so sein Aroma. Deshalb müssen die Fässer auch aus Holz sein. Holz atmet nämlich. In Glasflaschen würde das Ganze nicht funktionieren.«

»Und?« Bob war nicht klar, worauf Justus hinauswollte.

»Während der Reife verdunstet der Whiskey nach und nach. Deshalb sollte man ihn nach spätestens dreißig Jahren in Fla-

schen abfüllen. Denn nach etwa sechzig bis siebzig Jahren ist von dem wertvollen Tropfen nichts mehr übrig. Er hat sich verflüchtigt. Vollständig. Die Fässer liegen schon seit über hundertfünfzig Jahren in der Höhle. Sie sind leer. Absolut leer.«

Peter, Bob und Mr Qin starrten ihn an.

Mr Qin war der Erste, der lächelte. Dann begann Bob zu grinsen. Und schließlich prusteten sie alle lauthals los.

»Das darf nicht wahr sein!«, rief Peter lachend. »Wenn es nicht so absurd wäre, würde ich weinen!«

»Der Schatz hat sich verflüchtigt!«, keuchte Bob unter Tränen. »Einfach so! Der ganze Aufwand nur für ein paar leere Holzfässer! Unglaublich!«

»Tja«, sagte Justus und lehnte sich zufrieden lächelnd zurück. »Ich muss mich bei euch entschuldigen. Hatte ich nicht immer behauptet, dass feste Gegenstände, wie zum Beispiel Schiffe, sich nicht in Luft auflösen können? Jetzt weiß ich es besser: Zumindest Piratenschätze pflegen das bisweilen zu tun.«